

21.5.35

Das Bollwerk

Die NS-Monatszeitschrift Pommerns

Aus dem Inhalt:

Erzählungen aus dem
Winterwettbewerb

*
Odo Ritter:
Der Maler
Wolf Hoffmann

*
Werner v. Schuhmann:
Pommern im Ausland

*
Erich Winguth:
Die Kirchensprache
der Kaschuben

*
Gerhard Peters:
Neue Baugesinnung

*
Bildseiten

*
Erzählungen
Anekdoten
Aus dem pommerschen
Kulturleben
Blick in den Osten

*
u. v. a. m.



STETTIN
M A I 1935



amemmo9 fit



Die Berufung ist wichtig:
Es lohn mult trif,
dann fron is
Zeit, Arbeit und Geld!

Das Bollwerk

Die NS-Monatszeitschrift Pommerns

(früher „Pommersche Heimatpflege“)

6. Jahrgang

Stettin, Mai 1935

Heft 4

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 28295-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, III., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährl. 1,50 RM, halbjährl. 3,— RM, ganzjährl. 6,— RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Postscheckkonto Stettin Nr. 4560

Ostseefahrt

von Franz Lüdtko

Stettin

Türme wie Arme, wie Sehnsucht gewordener Schrei!
Herz, nicht rasten! Vorbei, gleich der Möve vorbei!
Wasser tönen als Strophen um Bug und Kiel.
Arme und Türme sinken. Es flammt das Ziel!

Oder

Mit warmen Händen streichelt Gott das Land,
Und alle Wiesen blühen, alle Weiten.
Der Himmel wogt in großen Silberbreiten
Auf tiefem, blauem Grund mit goldenem Rand.
Mit weißen Segeln, frei dem Sturm gespannt,
Darf unser Boot des Stromes Furche gleiten.
Wohin die Fahrt? Durch Stunden, Jahre, Zeiten,
Aus Gottes Händen bis in Gottes Hand.

Ostsee

Wie eine Brust in Not und Schicksalsangst:
Du willst die fiebernde an deine betten
Und fühlst nun, wie du selbst in Ängsten bangst!
Du wirst zum Lebensschauer, den du trankst!
Du kannst die wilde, wogende nicht glätten,
Weil du am Meer und seiner Unrast krankst.

Rügen

Aber da prangt die Sonne wieder aus Dämmern her,
Hell, mit seidenen Borten, schmückt sie den Morgen, das Meer.
Alle Nöte schweigen, aller Atem wird sacht.
Jenseits der Insel verklingen die dunklen Harfen der Nacht.

Freiheit!

In einer Zeit, da das Volk müde geworden war von vier langen Jahren des Krieges, da in der flackernden Lohe der letzten Kämpfe die Mächte ringsum die Ketten schmiedeten, um den in die Knie gesunkenen Riesen nun und für immer in die Fesseln der Ohnmacht zu schlagen, riefen Verräter unter blutroten Fahnen die Parole aus: Freiheit!

Da wurde eines der heiligsten, der ewigen Worte, das in den Jahrhunderten der Geschichte ein Kampfruf gewesen war, zu Hohn und Spott. Und was einst die Sehnsucht des mit sich ringenden Menschen gewesen war, wurde ein billiges Schlagwort der Gasse.

Aber viele liefen ihm nach . . .

*

Viele liefen ihm nach und fielen in die Schlingen, die die falschen Propheten gestellt hatten. Sie ließen sich berauschen von der Lautheit der Worte und warfen ihre Kraft in den schmutzigen Strom.

Schillernde Ölflecken schwammen auf seinen trägen Wellen; aber die Menschen sahen nicht den Schlamm im Grunde, sondern nur das blinkende Farbenspiel.

Einige aber waren zurückgeblieben an dem reinen Quellwasser. Und sie erlebten das Wunder, daß es dem Strom der neuen Zeit nicht zuschloß, sondern sich langsam anstaute. Um einmal überzuströmen, stürmend und reinigend, wenn die Zeit gekommen war . . .

*

Der Stahl der Waffen ringsum und das Papier der erzwungenen Verträge hatten dem Volk die Freiheit genommen. Dem trostigen und treuen feldgrauen Heer hatte man die Kokarden abgerissen und die Wehr zer= schlagen.

Der deutsche Mann, der in dem vom Eishagel zer= wühlten Boden fremden Landes um die Heimat gekämpft hatte, setzte den Pflug nun wieder in deutsche Erde. Aber es war kein Friede, und es war keine Freiheit. Und Pferd und Mann gingen im Joch . . .

Der schmutzige Strom, der aus den Niederungen gekommen war, wälzte sich weiter durch das Land. Einmal werde er das Meer in der Ferne erreichen, sagten sie, deren Hände ihm das flache Bett geschaufelt hatten. Und dort sei die Freiheit.

*

Wie die zerfließenden Konturen festgewurzelter Bäume zu Gespenstern werden bei einem Gang durch den Nebel, so zerrissen die hastigen, eifernden Worte der falschen Propheten das schlichte Kleid deutschen Wesens und warfen die Fesseln in die Nacht . . .

Der Mensch ist frei — sagten sie und höhnten die ewigen Gesetze der Sittlichkeit, daß die Menschen die Scham des Leibes und der Seele vergaßen.

Der Mensch ist frei — verhießen sie, und an die Stelle der Sehnsucht nach dem Söttlichen setzten sie die Eier nach dem irdischen Gut.

Der Mensch ist frei — prahlten sie, und so klug wußten sie mit der Not der Zeit den Haß zu mischen, daß

aus Brüdern und Kameraden Fremde und Feinde wurden.

Und sie säten die Spaltfrucht des Mißtrauens aus und das taube Korn der Weltverbrüderung und die Wucherblume des zügellosen Genusses. Das Unkraut blühte in grellen Farben und nahm dem deutschen Acker die Kraft. Und die Mäher schnitten Jahr um Jahr kargere Ernte.

Da war der Strom der Freiheit zum Strom des Leidens geworden und versickerte kraftlos in dem dumpfen Pfuhl des Unglaubens . . .

*

Der Mensch war unfrei geworden in seiner Seele wie das Volk in seiner Arbeit. Geschickt und mit einem Lächeln des Hohns, das seine Augen nicht sahen, hatte man seinen Nacken gebeugt und seine Hände und seine Gedanken listig verschnürt, um ihnen die letzte Kraft zu nehmen.

Aber das reine Quellwasser oben in den Bergen stieg und stieg, und immer mehr deutsche Menschen wurden seine Wächter. Und während unten im Tale das Leben zu ersterben drohte, gruben oben im harten Felsstein gläubige Bekenner dem Strom der wahren Freiheit sein erstes schmales Rinnsal . . .

Oft wurden ihre Hände wund, aber sie achteten dessen nicht. Denn sie wußten, daß wahre Freiheit den irdischen Schmerz gering schätzt. Sie hatten die Erkenntnis bewahrt, daß am freiesten der Mensch ist, der sich selbst in Glauben und Freiwilligkeit zutiefst an eine Pflicht bindet.

Langsam rannen die ersten silberklaren Bäche zu Tal und suchten sich ihren Weg.

*

Und wie du verwundert und mit plötzlicher Andacht stillestehst vor dem helrieselnden Rannen eines Baches in einsamer Waldschlucht, so begannen die Menschen auf die ersten Stimmen der Verkündigung der wahren Freiheit zu hören.

Nichts verhießen sie von öder Gleichmacherei und schrankenlosem Genuß und dem Raffens irdischer Reichtümer. Nicht spielten sie den Darbenden gegen den Begüterten aus und nicht den Arbeiter der Hand gegen den des Geistes.

Die Freiheit, die sie kündeten, schaute in der Zukunft ein Volk von Kameraden, das sich durch die gesammelte Kraft treuester Pflichterfüllung freikämpfen würde.

Und Männer und Frauen und Alte und Junge gingen diesen Stimmen nach und nahmen sie auf und trugen sie weiter. Da war das Gewissen des Volkes wach geworden und rüstete sich, die Fesseln der falschen Freiheit in jähem Aufbäumen abzuschütteln.

*

Der Frühjahrssturm riß das reine Quellwasser schäumend über die Mauerhänge des Berges und trieb den Strom zu Tal. Breit und überleuchtet von dem reinen Licht eines neuen Tages brach er sich seinen Weg.

Den Schmutz schwemmte er fort und gab den Feldern den Segen zu neuer Saat und Reife. Und das Unkraut der falschen Freiheit verging unter dem brennenden Glanz der siegenden Sonne.

Da war die deutsche Seele frei geworden und ahnte staunend das Wunder des Neuerwachsens.

Und der deutsche Mensch hob wieder das Haupt empor und hob die Hände, zu schaffen und das neue Haus zu bauen für sich und seine Kinder. Da wurde die Arbeit ihm wieder die höchste Ehre, und er begann zu begreifen, daß zur Freiheit nur der kommt, der all sein Tun froh unter das heilige Gebot der Pflicht stellt . . .

Denn das ist die Freiheit: Sich aus den Fesseln lösen, die das Ich an die Erde binden und den Menschen zum Sklaven seiner Eignenschaft machen wollen.

Und das gibt die Freiheit: Mit einer stillen Freude tätig seine Pflicht zu tun und das Glück der Kameradschaft im Geben wie im Nehmen zu fühlen und nur die eine Sehnsucht zu haben, daß das winzige Stück eigener Arbeit den anderen helfen und nützen möchte.

Und das fordert die Freiheit: Sich in ganzer Freiwilligkeit und in ganzem Glauben hingeben seinem Volk und bereit sein zu dem höchsten Beweis der wahren Freiheit — dem Opfer.



Fot. Koehler

J. H. E. BÜTTNER

Zum ersten Mai

Saß und Hader sind bezwungen,
Leuchtend lacht der Maientag —
Von der Liebe heiß durchdrungen
Grüßt das Volk den Feiertag.

Unsre harten Hände halten
Hoch die Fahnen heut im Wind,
Freud und Frieden zu entfalten
Ründend, daß wir Brüder sind.

Arbeitsbrüder, laßt uns singen!
Unser Herz schlägt hell und rein.
Deutschland, dich zu Ehren bringen,
Voll das Werk der Arbeit sein.

Was auch unserm Volk beschieden,
Unsre Kraft sei ihm geweiht:
Treue, Liebe, Glaube, Frieden
Krönt des Reiches Herrlichkeit.

Saß und Hader sind bezwungen,
Leuchtend lacht der Maientag.
Von der Liebe heiß durchdrungen
Grüßt das Volk den Feiertag!



ARTUR WEGNER:

Dämmerung

Endlose Stille herrscht in den Dünen. Eine Stille, wie sie nur an der pommerschen Küste herrschen kann. Die Sonne scheint gelblich vom klaren Februarhimmel auf den grauen, vom Regen mit unzähligen kleinen Tüpfelchen besäten Strand. Nur da, wo niedrige, mit Gräsern bewachsene Hügel nach Süden abfallen, schimmert der Sand blendend weiß — Sand, der im Sommer zum geruhlsamen Lagern einlädt, der köstliche Wärme spendet, wenn die Julisonne auf ihn brüht und dunstig darüber flimmert. Wenn dann das Brausen der Brandung gedämpft ans Ohr des in den Dünen Träumenden tönt, verrinnen dessen große und kleine Sorgen wie die Wellen am Strand.

Aber jetzt im Vorfrühling, in dem vom Sturm und Regen durchpeitschten Sand?

Doch — da liegt ein Mensch. Liegt langausgestreckt im Olzeng ein etwa dreißigjähriger Mann; die rechte Hand ruht auf der Brust unter dem steifen Mantel, die linke, blaurot und seitwärts gestreckt, hält einen schwarzen Südwestler umkrampft. Und in dem Südwestler steht Wasser —.

Karl Hüsing richtet sich auf, blinzelt schlaftrunken in die Sonne und stülpt den Südwestler auf den Kopf. Eifig läuft ihm das Wasser übers klebrige Haar und in den Nacken. Er springt hoch, sackt aber wie gelähmt zusammen. Mit verzerrtem Gesicht zieht er die nassschweren Stiefel aus. Der Sand schluckt das Wasser. Er reibt die Füße. Juckend und kneifend kehrt die Wärme zurück.

Doch das alles will er gerne ertragen, wenn nur nicht dieses schreckliche Angstgefühl in seiner Brust wäre. Dieses seltsam Quälende, oder wie soll er dieses Unbekannte eigentlich nennen: dieses Bangen um den Freund, um Hans Grams, den Fahrtgenos . . .

Zu dessen Frau muß er. Von dem Unglück berichten. O, er sieht, wie sie bei seinem Erscheinen erbleicht. Sie wankt, bevor er noch ein Wort herausbringt. Er sieht sich von den Kindern aus großen Augen angestarrt.

Karl Hüsing stolpert über den Dünenzug ans Meer. Die See donnert genau noch wie gestern gegen den Strand, obwohl der Wind längst abgeflaut ist.

Seine Gedanken eilen zurück: Glatt, fast ölig war die See, als sie vor Tagen zum Fang hinaussegelten. Sie hatten auf der Oderbank gefischt, waren dann aber weiter ostwärts gefegelt, hatten die Netze bis gestern gegen Mitternacht nachgeschleppt. Es sollte der letzte Zug sein.

Da brach das Unwetter los. Nordwest! Auflagend kam der Sturm. Sie waren hart unter Land, mußten

alles daran setzen, die offene See zu gewinnen. Es blieb ihnen keine Zeit zum Reflessen. Trotzdem mußten die Netze geopfert werden . . .

Mit gefährlicher Schlagseite stampften sie Stunden hindurch gegen die gewaltig aufkommende See. Und dann geschah das Unglück: Sie mußten über Stag, luden an. Aber der Rutter kam nicht auf den anderen Bug, wurde zurückgeworfen und lag einen Augenblick dwars zur See. — Und da ging ein gewaltiger Brecher über das Schiff.

Als Karl die Augen aufreißen konnte, war das Deck ein Trümmerhaufen, die Keling weggebrochen, die Aufbauten eingedrückt, der Mast und mit ihm der Kamerad über Bord gespült.

Karl wußte, daß auch sein Schicksal besiegelt war . . .

In Lee trieb das Wrack der gefährlichen Brandung zu. Ein Spielball der schäumenden Wogen. Dann setzte es krachend auf. Noch zwei, drei Brecher . . . Die Planken barsten und überlöten für Sekunden das Getöse.

Der Fischer wurde vom Strudel erfasst, klammerte sich an eine Planke. Gischt schlug über seinem Kopf zusammen. Mit aller Kraft wehrte er sich. — Da, er stand. Zwar bis an die Brust im Wasser, aber doch auf festem Boden. Wieder stürzten die Wogen über ihn hinweg. Wilde Angst packte ihn. Es war, als griffen tausend Hände nach ihm, wollten ihn zurückreißen, zurückzerren — ins nasse Grab.

Er kämpfte sich durch das hemmende Wasser. Rannte, jagte in Todesangst über den breiten Strand bis weit hinein in die Dünen. — Gerettet!

Dann saß er am windgeschützten Hang, starrte schweratmend, nichts von all der Kälte spürend, in die vor dem Mond herjagenden Wolken. Und da kam die Sorge um den Kameraden, das bittere, schleichende Bangen — kam das Unfassbare: daß der, mit dem er jahrein jahraus hinauszog auf die See, mit dem er Gefahr und Freude, ja selbst das letzte Stück Brot teilte, nicht mehr am Leben sei.

Er wollte, er mußte sich gleich aufmachen, die Todesnachricht heimbringen — — — und dann war er doch ermattet eingeschlafen . . .

Am Strand, ganz dicht am Wasser, da, wo die Wellen verebben, wo ihre Kraft gebrochen, wo sie schmeichelnd wie junge Käzchen spielen, wo der nimmersatte Sand steinhart ist, eilt Karl Hüsing mit weitausholenden Schritten seinem Heimatdorf zu. Längst schon ist die Sonne als glühender Ball im Südwesten, gerade den Strand entlang, versunken. Vor ihm wölbt sich am Horizont hellroter Dämmerchein und tönt die weißen Gischtstreifen der sich an den Sandbänken brehenden Wogen . . . Da stolpert er. Etwas schlingt sich um seine Füße. Mit Mühe behält er das Gleichgewicht. Hier liegt der Mast des Rutters, zwischen Tauenden baumeln Fetzen des braunen Segels. Stärker würgt es ihm in der Kehle.

Stunden später erreicht er das vom Mond erhellte Dorf. Jetzt um die Ecke, gleich drüben die Kate, die

zweite, das ist sie. Er kennt das Haus genau . . . Langsamer werden seine Schritte. Wieder hat er das schreckliche Bild, sieht den lüthen Hans-Georg, die Räte und Hanne — und sie, die Liese, die Frau des Kameraden — —.

Schwer legt sich Hüfings Hand auf den Drücker.

Die Tür ist verschlossen. Er tritt zurück, holt aus, will mit der Faust an die Tür schlagen. Doch kein Lichtschein dringt durch die Fugen der Fensterläden. Überall, in allen Katen ringsum ist es dunkel. Zu spät — es ist Nacht geworden.

Fröstelnd torkelt er dem eigenen Haus zu, drückt wie schlafwandelnd die Tür auf, geht über die Diele in die Stube.

Ja, was ist denn hier?

Da sitzt die ganze Stube voller Menschen. — Auf dem Tisch brennen große Kerzen und dazwischen steht ein Bild?

Himmell! Das ist ja sein Bild — sein Bild, mit Tannengrün umwunden. Und an dem Tisch zum Fenster hin, da sitzt der Lehrer Peters aus dem Nachbardorf und liest aus der Bibel — —.

Ja, da ist der Kreuger und der Schmidtke, der Voss und Johann Kolbe. Ja, da sind sie ja alle, Männer und Frauen, das ganze Dorf; alle in seiner Stube.

Und da — er wischt sich mit der Hand über die Augen — da in der Ecke, am Ofen gelehrt, da steht ja der Freund, der Kamerad — da steht Hans Wrams. Und der lacht, und dicke Tränen kullern ihm über die Backen.

Und der harte Karl Hüfing begreift. Steht da, mitten in der Stube, preßt Weib und Kinder fest an sich, drückt die Hand des Freundes und lacht und heult — — —.

Lacht und weint wie ein Mann von der Kant.

WERNER VON SCHULMANN:

Pommern im Ausland

Mit der nachstehenden Abhandlung leiten wir eine Aufsatzserie über die Pommern im Auslande ein. Wir glauben, hiermit die Wünsche vieler unserer Leser zu erfüllen — und wir hoffen, daß die Berichte der Auslands-Pommern ein wertvolles Mittel sein mögen, die Verbindung zwischen Heimat und Ausgewanderten neu zu beleben und zu festigen.

Die Schriftleitung.

Seit den Tagen der nationalen Revolution, die uns die völkischen Bande erneut und eindringlich wieder zum Bewußtsein gebracht hat, steigert sich immer mehr das Interesse für die Volksgenossen, die jenseits der Grenzen des Reichs über alle Länder der Erde hin verstreut sind und die wohl zum größten Teil dieselbe geistige Wiedergeburt in ihrem kleinen Kreise erleben wie die Deutschen im Reiche. Ist es da nicht unsere Pflicht, den außerhalb der Reichsgrenzen wohnenden Deutschen in ihrem Kampfe beizustehen, den sie oft als kleine Minderheit

gegen eine Welt von Haß und Verleumdung ausfechten müssen? — die täglich schikaniert werden, nur weil sie der großen wiedererstarkenden deutschen Nation angehören? Wenn wir den Auslands-Deutschen auch oftmals nicht mit materiellen Mitteln helfen können, so bedeutet es ihnen doch eine große Stärkung, zu wissen, daß die Deutschen im Reiche sich ihnen verbunden fühlen und um ihren Kampf wissen.

Wir wollen hier einmal kurz die Auswanderungen aus Pommern betrachten; vielleicht gelingt es doch hier und da, eine Verbindung von Landsmann zu Landsmann zu schaffen.

Die Auswanderungsbewegung hatte in den westlichen und südlichen deutschen Staaten schon im 18. Jahrhundert beträchtliche Ausmaße angenommen; in Pommern beginnt sie erst mit dem 19. Jahrhundert, da ja Pommern vorwiegend Agrarland war und die Frei-

Schulhaus
im Urwald Brasiliens



zügigkeit der ländlichen Arbeiterkreise erst nach den Stein-Gardenberg'schen Reformen gewährleistet wurde. Die Beteiligung der östlichen, agrarischen Provinzen des Reiches und damit auch Pommerns an der deutschen Gesamtauswanderung nahm damals immer mehr zu, um in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den größten Teil auszumachen. So betrug die höchste Auswanderungsziffer aus Pommern 26 000 Personen im Jahre 1881. Nach diesem Rekordjahr ging die Auswanderung aus Pommern schnell zurück und hielt sich seit den 90er Jahren mit verhältnismäßig nur geringen Schwankungen auf einer normalen Höhe; seither wanderten jährlich nurmehr etwa 6—700 Personen aus Pommern aus.

Die Auswanderung bedeutete in vieler Hinsicht einen Verlust für das Volk: einmal, weil die Auswandernden meist Männer zwischen 20 und 40 Jahren waren, somit aus den kräftigsten und leistungsfähigsten Altersklassen stammten, zum anderen, weil die Auswanderer, die zum weitaus größten Teile nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika zogen, dem Volkstum entfremdet wurden. Sie kamen in ein Land, in welchem englische Sprache und Zivilisation vorherrschten, so daß die meist auf einzelnen verstreuten Farmen siedelnden Deutschen nicht die Widerstandskraft besaßen, allein den fremden Kultureinflüssen zu trotzen. Sobald Deutsche irgendwo geschlossen, dorftartig gesiedelt haben, hat sich auch vielfach ihr Volkstum erhalten können. Ebenso auch in anderen Ländern, wo die Deutschen, obwohl sie meist aus wenig gebildeten Kreisen stammten, den Eingeborenen kulturell doch weit überlegen waren.

Die Hauptbeweggründe für die Auswanderung aus Pommern bildeten die agraren Verhältnisse des Landes, denn der Landwirtschaft gehörten der größte Teil der Bevölkerung, wie auch der größte Teil der Auswanderer an. Dazu kam die starke Bevölkerungszunahme in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: in Pommern nahm die Bevölkerung von 1871 bis 1910 fast um ein Fünftel zu! So ist es verständlich, daß viele bäuerliche Betriebe nicht mehr unter drei oder vier Söhne aufgeteilt werden konnten und diese sich dann entweder in den Städten nach Arbeit umsahen oder, besonders als die Arbeitsmöglichkeiten in der Stadt geringer wurden, ihre Zuflucht zur Auswanderung nehmen mußten.

Ein weiteres auswanderungsförderndes Element war die in allen deutschen Ländern rasch zunehmende Industrialisierung. Diese hat sich in Pommern anfangs ganz besonders ungünstig ausgewirkt — denn sie zerstörte das weitverbreitete bäuerliche Handwerk, das bisher vielen noch eine Arbeitsmöglichkeit geboten hatte —, ohne aber so weit vervollkommen zu werden, daß auch wirklich alle arbeitslos gewordenen Handwerker in der Industrie untergebracht worden wären, wie etwa in den ausgesprochenen Industriegebieten Westdeutschlands, wo die Auswanderungsbewegung mit zunehmender Industrialisierung immer mehr zurückging.

Überhaupt stand der jeweilige Umfang der Auswanderung stets in engem Verhältnis zu der wirtschaftlichen Entwicklung sowohl des Heimatlandes als auch des Bestimmungslandes, vornehmlich Amerikas. Jede Mißernte, jede materielle Notzeit bestärkten wieder viele junge Menschen, ihr Glück in der Fremde zu versuchen. Ja, man kann sogar sagen, daß es kaum irgendeinen Vorgang im Leben eines Volkes gegeben hat, der nicht

auswanderungshemmend oder -fördernd gewirkt hat. So zogen in den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Menschen aus Pommern vorwiegend aus religiösen Motiven fort, und zwar vornehmlich aus dem Regierungsbezirk Stettin, aus den Kreisen Cammin, Randow und Greifenberg. Der Grund dafür war die unter Friedrich Wilhelm III. zustande gekommene Union der Lutheraner und Reformierten. Aus dem antipietistisch eingestellten Vorpommern hat es eine Auswanderung aus religiösen Gründen nicht gegeben. Charakteristisch für die religiösen Auswanderer war, daß sie in geschlossenen Gruppen, meist mit einem eigenen Pastor, hinauszogen und sich auch geschlossen ansiedelten. So ist zum Beispiel Cederburg im Staate Wisconsin in Nordamerika eine Gründung der damals aus dem Kreise Cammin Ausgewanderten.

Doch auch in anderen Gegenden finden wir geschlossene Pommernsiedlungen, in welchen sich zum Teil sogar noch das heimatliche Platt erhalten hat. So gibt es in Südafrika, im Kapland, noch heute blühende deutsche Siedlungen, die von pommerschen Kolonisten gegen Ende der 50er Jahre gegründet worden sind.

Besonders schwierig war früher die Lage der Auswanderer in Südamerika. So berichtet der belgische Konsul Dorn von dem tragischen Schicksal von 137 Pommern, die im Juni 1850 mit dem Schiffe „Norma“ aus Stettin nach St. Thomas (Guatemala) auswanderten und von welchen nach einem halben Jahre nur noch 73 Personen am Leben waren, alle anderen waren dem ungewohnten Klima und schwerer wirtschaftlicher Not erlegen.

Größere Mengen von Pommern zogen nach Brasilien, hauptsächlich in die Staaten Santa Catharina und Espirito Santo, in welchen es auch heute noch Pommernsiedlungen gibt. Auch hier waren es erst sehr schwierige Verhältnisse, mit denen die Auswanderer zu kämpfen hatten, so daß zeitweilig sogar die Auswanderung aus Deutschland nach Brasilien verboten werden mußte. Doch dank dem Fleiß und der Leistungsfähigkeit der deutschen Siedler sind alle Schwierigkeiten überwunden worden — jetzt gibt es dort blühende Kolonien mit sauberen, weißgekalkten deutschen Bauernhäusern. Nur unter den größten Entbehrungen war es den Kolonisten möglich, sich mit eigenen Mitteln Kirchen und Schulen zu schaffen, deren Verdienst es wohl größtenteils ist, wenn sich deutsche Sprache und Kultur in Brasilien bis heute erhalten haben.

Diese wenigen Beispiele sind nur ein kleiner Bruchteil des gesamten auslanddeutschen Schicksals, denn deutsches Blut ist über die ganze Welt verbreitet. Und bei vielen dieser deutschen Menschen in fernen Ländern sind die deutsche Sprache und deutsches Fühlen und Denken noch erhalten, so daß es diesen vielleicht doch noch einmal gelingen wird, beizutragen und wirksam mitzuhelfen, daß Deutschlands Ehre und Ansehen im Auslande wieder an Geltung gewinnen. Denn es ist heute noch wahr, was Johann Jakob Sturz, Generalkonsul von Brasilien in Berlin (in Deutschland geboren), im Jahre 1862 schrieb: „Rein Fuß, keine Hand rührt sich, kein Beutel tut sich auf, um dir zu helfen, deutsche Nation, darum tue es selbst und schaffe dir und deinen Nachkommen ein treu zu ihnen stehendes Brudervolk jenseits des Meeres. An alt und jung, arm und reich ergeht die Mahnung: habt euch selbst lieb in euren Auswanderern!“

Allerlei – im Mai



Bauer Kruse und Bauer Korth waren in der Stadt. Sie spannten an und fuhren heim. Keiner sprach ein Wort. Da sah Kruse einen Schlag Seradella an der Chaussee und sagte: „Dei Seradella steiht gaudi!“ Und Korth nickte mit dem Kopf. Schweigend fuhren sie eine Stunde weiter, durch Wald und Wiese, durch Feld und Heide. Sie kamen wieder an einem Seradellafschlag vorbei, und da sagte Korth zu seinem Gefährten: „Dei uck!“ —



Bauer Klöhn kam auf den Gedanken, seinem Schwiegersohn zum Geburtstag ein Bild zu schenken, obschon er nicht viel von der Malerei verstand. Da sieht er ein Bild „Daniel in der Löwengrube“. Daniel ist mit den Löwen zu sehen, dazu einige Palmen und Gestrüpp. — Klöhn sagt zu dem Maler: „Wenn Daniel im Loch sitt, denn kann man em och nich seihe!“ Wohl oder übel mußte der Maler den armen Daniel mit Felsen übermalen. — Verwundert fragte der Pastor, was das Bild vorstelle. Klöhn nannte ihm auch den Titel des Bildes. Darauf der Pastor: „Aber ich sehe doch nichts von Daniel?“ — Klöhn: „Jo, aber in sitt heil! Ick hewt süßst seihe!“



Im Kreise Saatzig in Pommern liegt das Dorf Konstantinopel. Da hießen früher die meisten Hunde Sultan oder Türk. — Bekannt war und ist vielleicht heute noch die Scherzfrage: „Wo schläft in Konstantinopel der Sultan?“ — Antwort: „Auf dem Misthaufen!“ — Der Ort war auch mal bekannt wegen seiner alten Einwohner. Da kam nun eines Tages in der Frühe ein Professor mit einer Studiengesellschaft nach Konstantinopel, um die Gründe des hohen Alters dort festzustellen. Und so kam er auch zum alten Michel und fragte ihn: „Wie alt sind sie denn, Väterchen?“ — Michel: „81 Joahr!“ — Professor: „Dann haben Sie wohl auch nie oder wenig Alkohol im Leben getrunken?“ — Michel: „Aee, niischt. Danach kreeg ick immer dat Roßel!“ — Professor zu seinem Gefolge: „Sehen Sie, meine Herren, was ich immer wieder sage: weg mit dem Alkohol! Hier sehen Sie es wieder!“ Und dann zu Michel: „Haben Sie noch ältere Geschwister?“ — Michel: „Joa, minen Brauder Roarl!“ — Professor: „Wie alt ist der?“ — Michel: „Sei is 90 Joahr!“ — Professor: „90 Jahre, meine Herren! Hören Sie? Und kann ich ihn nicht einmal sehen?“ — Michel: „Joa, dat können's. Sei ligt mit Sultan in'n Stall und is schon wedder besopen!“ —



Buer Wendland aus Binow konnte wenn sie Sonntags in hellen Hau sich über nichts mehr ärgern, als über die Stettiner, mößt man dei Kanone upfeure und dampsen in die Buchheide kamen. „Up dei Klüßschen Barg immer voll Zorn im Bauch nach Hauang scheitel!“ pflegte er zu sagen. — Und so kam er fing an zu lesen. Plötzlich sagt er zu seiße. So auch heute. — Dann nahm er seine Zeitung und wore!“ — „Von ehre Mann?“ fragt erschreckt seine Alte. ner Frau: „Doa is all werrer ein Fruh dotfchloage Wendland. — „Natürlich, von wem dänn süße?!“ meinte Bauer



Succow hatte einen neuen Lehrer bekommen. „Ist er streng?“ fragte der Gutsberr einen Jungen. „Hast du auch schon Schläge bekommen?“ — „Aee“, sagte der Bengel, „hei is hüt mit dei andre noch nich toerecht wore! Wi koame eiste morgge dran, weil't nah dem ABC geiht, un wi sin doch dei Zundelmeyers!“ —



Bauer Freese kommt mit zwei Schafen in das Schlachthaus der Kreisstadt. Er fragt: „Wat hew ick tau betoln, wenn ick glieck berd schlachten loat?“ — Beamter: „Sehen Sie sich doch den Tarif an! Drei Schafe kosten 2,10 Mark!“ — Freese: „Na, dann goahn Sei mau glieck mit rimmer!“ —



Das Dörfchen Schnittriede war früher ganz von Wald umgeben. Da gab es in manchem Winter viele Wildschweine, die auch heute noch nicht ausgestorben sind. Eines Tages wurden von ihnen zwei Schulkinder und darauf auch eine Frau angegangen. — Da schrieb Peter Sack an seine Schwiegermutter folgende Karte: „Leid Mudder! Oos jeht es jaut. Süße niischt Kiejs. Bloß dei wielle Schwien sind narrißch. Sei moake sich äuver Rinner und Frujes her, und koame bet in't Dörp. Wißt du us nich besäuke?“ ... — Aber die Schwiegermutter zog es da doch lieber vor, zu Hause zu bleiben.



Wolf Hoffmann: Feierabend, 1934

ODO RITTER:

Wolf Hoffmann – ein Maler pommerscher Landschaft

Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß gerade in Pommern — mehr jedenfalls als in irgendeinem anderen Teile des Reiches — die festgefügte Harmonie zwischen der Landschaft und ihren Menschen augenscheinlich offenbar wird. Zu dieser Landschaft des Meeres, der weiten Ebenen, der Wälder, der Seen und der Hügel gehört schon ein Schlag wie der kernige Pommer; unmöglich fast, ihn aus der Vielart der landschaftlichen Erscheinungen hinwegzudenken oder an seine Stelle einen anderen zu setzen, der doch nur schwer hier Wurzel fassen könnte. Im Wandel der Geschichte ist hier eine volkliche Gemeinschaft geworden, die trotz rassistischer Verschiedenheiten sich verstehend und gegenseitig ergänzend in das Wechselbild der Landschaft einfügt.

Es gab eine Zeit — ich glaube, sie ist noch nicht restlos überwunden —, da war das Wort über Pommern

und seine Bewohner schnell und leicht gesprochen. Dieses Wort war leider negativ, d. h. es verstand unter den pommerschen Menschen nur den weltfernen und trägen Ländler und unter pommerscher Landschaft nur sandige und steinige, bisweilen auch sumpfig-bewaldete Gegenden, von ausdrucksvoller künstlerischer Außerung ganz zu schweigen. Solch irrige Ansichten mit Stumpf und Stil auszurotten, ist naturgemäß schwer — um so schwerer, als leider der Pommer für sich und die oft überragenden Schönheiten seiner Heimat längst nicht die „Reklame“ macht, die oftmals ein unumgängliches Zubehör anderer Landschaften ist.

Wie wäre es sonst zu erklären, daß man (ich denke hier nicht nur an provinzfremde Gäste) immer wieder überrascht und voller Staunen vor der Pracht unserer Landschaft steht! — daß man unwillig den Kopf schüttelt,

weil diese unsere Landschaft fast schnöde, wenn auch vielfach unwissentlich in der langen Reihe bevorzugter Wanderziele unerwähnt geblieben ist! „Pommernland — abgebrannt“: gewiß ein dummes und hartes Wort, das heute weniger denn je Berechtigung hat. Aber es spukt trotzdem in diesen, vielen Hirnen. Es ist Zeit, diesem Spuk den Saraus zu machen.

Hierbei wird uns die pommersche Kunst und besonders die Malerei wertvolle Stütze sein. Es mag betont werden — die pommersche Malerei! Wie Landschaft und Mensch zu einer unzweideutigen Einheit verwachsen sind, ebenso kann auch nur der pommersche Mensch seine pommersche Landschaft in ihrer tiefen Größe restlos erkennen. Die Ausstellungen unserer Künstler im Verlauf des letzten Jahres haben diesen Zug eigenen Schauens und Erfassens und oft auch eigener Thematik augenscheinlich werden lassen.

An vorderster Stelle dieser pommerschen Landschaftsmaler steht Wolf Hoffmann, der zur Zeit in Berlin lebt. 1898 geboren, Sohn unseres bekannten Heimatdichters Hans Hoffmann, aktiver Offizier im Kriege, studierte er nach seinem Abschied vom Militär zwei Jahre Architektur — und schon hier entdeckte er seine Berufung zur Kunstlerschaft, zur Malerei, in die er mit seinem innersten Wesen aber erst nach einem Aufenthalt in Italien, wo er von einer im Kriege zugezogenen Lungenkrankheit Erholung suchte, hineinwuchs. Hoffmann ist also Autodidakt — dies aber im schönsten Sinne des Wortes: Was und wie er geworden, das ist er aus sich selbst geworden — was er schafft, das entstammt einer Lebensaufgabe, einem intuitiven Erkennen — er war und ist ganz auf sich gestellt, ohne sich von erfahrenen Lehrern beraten zu wissen: darin liegt überhaupt das wahrhaft Künstlerische Hoffmanns, dessen Werke ureigenster Erfahrung entstammen; darum vielleicht ist es, daß gerade seine pommerschen Landschaften uns so wahr und vertraut ansprechen.

Wenn man seine Zeichnungen und Gemälde sieht, gleich, ob sie die ostpommersche Hügellandschaft oder das Leben an Fluß und Meer und Hafen zum Gegenstand haben, auffallend ist immer die feste Dichte seiner Ausformung, die in seinem früheren architektonischen Beruf begründet liegt. Form und Umriß, so könnte man sagen, sind die zeichnerischen Gebäude, die aus der strahlenden Helle der Farbgebung hinauswuchten. Und zwischen beiden, zwischen Form und Farbe liegt die lebendige Spannung des Künstlergeistes, die in die Zukunft weist und hier zu ihrem Teil die Möglichkeiten erfüllen läßt, die Hoffmanns Arbeiten im ehrlichen und zielbewußten Schaffen erreichen werden.

Für Nebensächlichkeiten ist in Hoffmanns Landschaften nur wenig Raum, er sieht nur ihre Wesenheit, ohne dabei die Realität der Naturformen zu vernachlässigen. Diese Naturformen sind aber in Wahrheit keine geschmeidigen Gebilde, sie sind hart und trotzig und herb in ihrer Geschlossenheit — sie vertragen in der Darstellung nur selten subtile Einzelheiten, dafür jedoch die Schwere und die Härte und das elementar Wuchtige: Eigenheiten, in denen der pom-



Wolf Hoffmann: *Der Spaziergang*. 1934 — Unteres Bild: *Leuchtturm*. 1934



mersche Mensch tagaus, tagein lebt und mit denen er Freund ist, Eigenheiten auch, wie sie nur pommerisches Blut zutiefst erschauen kann.

In diese mit dem Herzen und trotzdem ohne jede Sentimentalität geschauten Landschaften stellt Wolf Hoffmann die Menschen. Keine Wesen, die lachend und sonnig zwischen Aikern einhergehen oder am Ufer der Flüsse, am Strand des Meeres stehen. Hart, jaft zu hart sind diese Menschen, aber sie spiegeln den Ernst wieder, die Genügsamkeit und den Kampf, den der Bauer mit seinem oft kärglichen Boden und der Fischer mit der Schwere seines Berufs zu bestehen hat. Einen merkwürdigen Gegensatz bilden diese verhärmten und schwermütigen Gesichter zu der hellen und reichen und froh anmutenden Farbgebung der Gemälde. Mögen auch die Farben in ihrer flächigen Verteilung zuweilen den kriti-

schen Beschauer nicht restlos einnehmen können: der Pommer selbst aber erkennt in ihnen seine Landschaft, seine Heimat, über die tatsächlich die Mannigfaltigkeit der farblichen Tönungen liegt — und zudem ist ja Hoffmann von der Skizze erst zum eigentlichen Gemälde gelangt; wie er selbst einmal gesagt hat: Um die Zeichnung gefälliger zu machen, habe er dann in die so verteuft nüchternen Skizzen ein bißchen Farbe eingetragen. In diesen Worten ist der Weg Hoffmanns inbegriffen, sie weisen sein künstlerisches Schaffen in eine ganz bestimmte Richtung: für die Zukunft erwarten wir noch große Arbeiten von Hoffmann, die aus der Echtheit seiner Absichten und aus der Aufgeschlossenheit und Bereitschaft seines künstlerischen Schauens geboren werden — Arbeiten, die nicht zuletzt dazu beitragen mögen, für die Pracht der pommerischen Landschaft zu werben.

FRITZ OECKEL:

Die Boldevißer Bauernunruhen

Am 13. Juli 1797 sagt der Gutsherr von Boldewitz auf Rügen zu seinem Knecht Jakob Zühr: „Im Herbst trittst du bei Herrn von Nimptsch in Dienst und ziehst nach Coldevit.“ Der Knecht erwidert: „Herr Hauptmann, die Leute sagen, in Coldevit ist das Essen schlecht; gern gehe ich nicht hin, höchstens wenn ich mehr Lohn bekomme als hier“, und auf die Antwort des Gutsherrn, er wolle sich erkundigen, ob wahr sei, was die Leute erzählen, fährt ihm die Entgegnung heraus: „Ich will aber nicht nach Coldevit ziehen!“

Der Gutsherr erwidert nichts; aber der Knecht hat das Gefühl, daß seine Antwort unbescheiden gewesen sei, und daß der Gutsherr ihn dafür noch zur Rechenschaft ziehen werde. Beim Mittagessen in der Volksstube spricht er darüber mit seinen Kameraden Niklas Mau und Michael Zühlow, und sie geloben, ihm im Notfall beizustehen. Am Nachmittag läßt der Schreiber (damalige Bezeichnung für den Inspektor) dem Jakob Zühr bestellen, er solle zum Herrn Hauptmann kommen. Zühr gibt den beiden anderen Knechten Bescheid und geht. Da der Schreiber sich ihm anschließen will, weiß er, daß dies nichts Gutes bedeutet; allein will er hinaufgehen, aber nicht mit dem Schreiber zusammen. Als der Schreiber ihn darauf bei der Brust packt und mit Gewalt hinaufziehen will, treten die beiden anderen Knechte hinzu: „Was über Zühr ergeht, soll auch über uns ergehen!“ „Seid ihr des Teufels?“ ruft der Schreiber, gibt Michael Zühlow eine Ohrfeige und läuft rasch in seine Stube, um einen Stock zu holen. Aber als er herauskommt, sieht er, daß die Knechte sich ebenfalls bewaffnet haben, der eine mit einem Hürdenpfahl, der andere mit einem Knüttel, der dritte mit einer Mistgabel. Da läßt er von ihnen ab und meldet den Vorfall seinem Herrn. Der Gutsherr kommt herunter und ruft den drei Knechten, die schon den Hof verlassen wollen, zu: „Halt! Kommt mal hierher!“ Sie gehorchen, und als er sie fragt: „Wollt ihr euch auch gegen mich wehren?“, verneinen sie es. Der Gutsherr sucht sich nun auf dem Hof ein paar Deckelschachte zusammen, befiehlt dem Schreiber, den Jakob Zühr festzuhalten, und fängt an, diesen zu verprügeln. Als Zühr eine Tracht von etwa einem Dutzend Hieben auf den Rücken erhalten hat, kommen die beiden anderen dran. Zühr hat während der Prozedur seinem Herrn gute Worte gegeben; die anderen nehmen die Hiebe hin, ohne einen Laut von sich zu geben. Die drei Leute arbeiten an diesem Tage noch, müssen aber dann an den beiden folgenden Tagen das Bett hüten.

Eine solche Prügelzene ist nach heutigen Begriffen in ihrer Roheit etwas Unerhörtes; in jener Zeit, wo

dem Gutsherrn das Recht der körperlichen Züchtigung gesetzlich zustand, war sie etwas Alltägliches. Im vorliegenden Fall allerdings hat das Verprügeln der Knechte ganz ungewöhnliche Folgen. Die Nachricht verbreitet sich rasch unter dem Gesinde und den Tagelöhnern, die in Boldewitz und auf dem Nebenhof in Neuendorf arbeiten. Der Zorn der Leute richtet sich bezeichnenderweise nicht gegen den Gutsherrn, sondern gegen den Schreiber. Dieser, ein junger Mensch von 22 Jahren mit Namen Rasso, hat zu ihnen kein rechtes Verhältnis gewinnen können; er bietet ihnen kein „Gott helf“ und redet nicht mit ihnen. Zwar hat er noch keinen der Knechte geschlagen, aber er droht beständig damit.

Besonders erbozt sind Hinrich Mau und Johann Zühlow, die Väter der geprügelten Knechte. Auf ihre Anregung hin wird verabredet, dem Schreiber einen ordentlichen Denkwort zu geben. Eine gute Gelegenheit dazu bietet sich am Sonnabend, dem 15. Juli, wo der größte Teil der Leute beim „Kleemen“ (Herstellung der Lehmwände) der Neuendorfer Scheune versammelt ist. Als der Schreiber den Speicher hinaufsteigt, wird er sogleich von etwa zehn Mann umringt. Jürgen Markwart übernimmt die Führung; als Johann Zühlow nicht gleich mittun will, ruft er ihm zu: „Willst du kein Kerl sein? Willst du nicht mithalten?“ Daraufhin tritt Zühlow an den Schreiber heran, packt ihn am Rock, Markwart tut den ersten Schlag, und nun hageln die Knüppelhiebe auf den Schreiber hernieder. Der Statthalter Peters springt dazwischen, entreißt einem den Knüppel, kann aber die Leute nicht bändigen und läuft zum Schloß, um dem Gutsherrn Meldung zu machen. Der Schreiber ist halb besinnungslos zusammengebrochen. Als er schon am Boden liegt, kommen immer noch einige Leute, um ihm ein paar „Risse“ zu versetzen, weniger von Nachdurst getrieben, als durch den Zwang, hinter den anderen nicht zurückzustehen und ihre Verbundenheit mit ihnen zu erweisen. Dann gehen sie wieder an ihre Arbeit.

Bald darauf kommt der Herr angeritten. Er findet die Leute beim Scheunenbau, still und unterwürdig wie

immer, aber die schweigende Menge ist ihm doch so unheimlich, daß er es klügglich unterläßt, sie durch Vorwürfe und Strafandrohungen zu reizen; er läßt den Schreiber auf einen Wagen legen und kehrt mit ihm nach Boldevitß zurück. Von hier sendet er einen Bericht über den Vorfall nach Stralsund an die Kgl. Schwedische Regierung, bespricht sich mit seinen Nachbarn und beruft als Gerichtsherr ein Patrimonialgericht.

Es war das Jahrzehnt der französischen Revolution. Wie überall in Europa, so war auch in Schwedisch-Pommern der Adel von der Furcht beherrscht, daß das Beispiel, das Frankreich durch Abwerfung der Leibeigenschaft, Schaffung eines freien Bauernstandes und Vertreibung der Gutsherrschaften gegeben hatte, zur Nachahmung reizen könnte. Der pommerisch-rügenische Adel hatte in dieser Hinsicht kein ganz reines Gewissen. Schwedisch-Vorpommern und Rügen war ja weniger schwedisches Kronland als eine Adelsrepublik, in der die Belange des grundbesitzenden Adels von stärkerem Gewicht waren als der Wille des Königs in Stockholm. Zwar war in Schweden die Leibeigenschaft schon seit vielen Jahren aufgehoben, aber in Vorpommern und Rügen herrschte der Gutsherr noch unumschränkt über seine Untertanen. Der Eigentumsbegriff des römischen Rechts hatte gesiegt, und zwar zugunsten des Grundherrn: Er war jetzt Eigentümer des Bodens, der Bauer hatte kein Recht mehr darauf; der Gutsherr konnte die Bauernfamilien, auch wenn sie nach dem in Pommern bräuchlichen Vassitenrecht seit Jahrhunderten auf ihrer Scholle gefessen hatten, vertreiben; er brauchte sich sogar nicht einmal mehr an die Vorschrift der sonst geru von ihm zitierten Bauernordnung zu halten, daß der leibeigene Bauer, wenn ihm der Hof genommen wurde, die Freiheit erlangte. Und gerade in den letzten Jahrzehnten war es in Schwedisch-Vorpommern und Rügen allgemeiner Brauch der Gutsherrschaften geworden, ihre Bauern zu werfen, sie aus selbständig wirtschaftenden Landwirten, die zu Abgaben und Frondiensten verpflichtet waren, zu besitzlosen Knechten, Tagelöhnern, Einliegern zu machen, die leibeigen blieben, ihre Häuser abzureißen, ihre Gehöfte einzuebnen und umzupflügen, ihre Acker zum Rittergut zu schlagen.

Dem König in Stockholm war diese Entwicklung unerwünscht; er hatte sich in mehreren Erlassen dagegen gewendet. Aber der pommerische Adel, auf seine Freiheitsprivilegien pochend, hatte sich unbekümmert über den königlichen Willen hinweggesetzt. Hier zeigte sich mit erschreckender Deutlichkeit der Unsegen einer Herrschaftsform, welche des Zusammenhangs mit dem deutschen Reich, der sittlichen Macht des Vaterlandsgedankens und der festen Hand eines Führers entbehrte. Während in Preussisch-Pommern der eiserne Wille des großen Königs die unheilvolle Bewegung des Bauernlegens zum Stillstand gebracht hatte, ging sie in Schwedisch-Pommern ungehemmt weiter.

Die Landwirtschaft hatte nach dem Siebenjährigen Krieg einen Aufschwung genommen wie nie zuvor. Ertragssteigerung, Reform der landwirtschaftlichen Betriebe, Abwendung von der ein Jahrtausend alten Dreifelderwirtschaft, Klee- und Kartoffelbau lautete die Parole. Der ärmliche, leibeigene, in mittelalterlicher Unbildung gehaltene Bauer war unfähig, solche Reformen durchzuführen, die Kapitalkraft, Weitblick, Großzügigkeit erforderten. Grundsätze, Denkweisen, Betriebsformen aus Handel und Industrie wurden auf die Landwirtschaft übertragen: der Gutsherr muß ein Unternehmer sein wie der Fabrikherr, der Landwirtschaftsbetrieb des Ritterguts muß geführt werden und

ertragreich arbeiten wie ein Fabrikbetrieb — entsprechend der Bezeichnung Bergwerk, Hüttenwerk gebraucht man jetzt gern die Bezeichnung Ackerwerk — die Arbeitskräfte müssen viel besser ausgenutzt werden als bisher.

Der Gutsherr von Boldevitß hat den Geist der neuen Zeit erfasst; nachdem er vor wenigen Jahren das Gut übernommen hat, sind schon allerlei Rationalisierungsmaßnahmen durchgeführt worden. Er hat in Neuendorf, Muglitß und Mönkoitß die noch vorhandenen 5 Vollbauern und 5 Rossäten gelegt, darunter Jürgen Markwart und Hinrich Mau, die in den folgenden Unruhen besonders hervortreten. Er hat die Zahlung von Kopfsteuer, Schul- und Arztkosten für die Leute übernommen und dafür die Frauenarbeit gesteigert; statt 52 Tage sollen die Frauen der Ratenleute 104 Tage dienen. Schwangere Frauen, die früher ein ganzes Jahr dienstfrei gewesen waren, sollen nur 12 Wochen von der Hofarbeit befreit sein. Diese Regelung macht aber so böses Blut, daß sie nicht in Kraft gesetzt wird. Während die Tagelöhner früher aus der Gutsküche beköstigt wurden, sollen sie sich von jetzt ab selber beköstigen. Der Lohn wird herabgesetzt und ist so niedrig, daß verheiratete Tagelöhner, die Kinder zu ernähren haben, nicht dabei bestehen können. So ist es kein Wunder, wenn die Sutsuntertanen von Boldevitß von dumpfer Unruhe erfasst sind. Dieser Sachverhalt erst macht die außergewöhnlichen Folgen begreiflich, die nun eintreten.

Am Mittwoch, dem 19. Juli, tritt im Schlosse zu Boldevitß das Patrimonialgericht zu seiner ersten Sitzung zusammen. Beisitzer sind: Rittmeister von Platen zu Benz, Herr von Platen zu Silenz. Justitiarius ist Advokat Colberg aus Stralsund, Protokollführer Emanuel Friß, notarius publicus. Die Boldevitßer Leute, die auf Befehl des Gerichts auf dem Hofe versammelt sind, zeigen sich zunächst den Vorstellungen des Gerichts gegenüber empfänglich und gefügig. Da trifft der Secrétaire Ike ein, den die schwedische Landesregierung aus Stralsund abgesandt hat. Das Gericht teilt den Leuten mit, daß die Regierung durch die Entsendung ihres Vertreters bezeuge, welchen Anteil sie an der Sache nehme. Diese Mitteilung macht die Leute von neuem stutzig; sie erklären jetzt zum äußersten Fremden des Gerichts, sie hätten sich anders besonnen, sie würden sich nicht einzeln vernehmen lassen. Als in ihrer Gegenwart ein Protokoll über ihr Verhalten aufgenommen werden soll, gehen sie hinaus; das Gericht hört Bemerkungen wie: „Das dauert uns viel zu lange!“ Vom Hof herauf tönen die Rufe: „Das Tor steht ja offen!“ und „Gesattelte Pferde sind zu haben!“ Rufe, die den Beisitzern wohl ausdrücken sollen, daß sie hier überflüssig sind. Das Gericht erkennt, daß einer solchen Anbotmäßigkeit besondere Ursachen zugrunde liegen müssen; die Leute werden nochmals alle hereingerufen, und es wird ihnen zugesichert, jeder solle frei reden dürfen, wenn er eine Beschwerde vorzubringen habe. Erst zögernd, dann immer offener kommen die Leute mit der Sprache heraus und bringen ihre Beschwerden über das Benehmen des Schreibers und über die drückenden Neuerungen des Gutsherrn vor. Diese offene Aussprache hat natürlich die Wirkung, die Stimmung der Leute ungemein zu heben. Als das Gericht sie abtreten läßt, gehen sie stürmisch hinaus. Wieder ertönen Rufe: „Was einem widerfährt, soll allen widerfahren! Wir stehen alle für einen Mann!“ Das Gericht ist gegenüber dem ungehörigen Verhalten der Menge machtlos. (Fortsetzung folgt.)

Neue Baugesinnung

„Flachdach oder Steildach“ — wir erinnern uns noch gut, daß dieses Problem vor gar nicht langer Zeit zu den am meisten erörterten Problemen der Baukunst gehörte. Wer sich für Flachdach entschied, war ein fortschrittlicher Mann; wer ein Steildach baute, war hoffnungslos verkalkt. So schrieb man wenigstens in den Journalen. War dieses Problem nun wirklich ein zentrales Problem unserer Architektur? War es nicht vielmehr eine von außen, von der Theorie her herangetragene Fragestellung, die sich grundsätzlich überhaupt nicht entscheiden läßt? Die Lage ist heute ganz klar: Der Streit um das Flachdach, der ein unerfreulicher Streit um ein theoretisches Programm war, hat aufgehört; das Problem ist in der Versenkung verschwunden. Damit ist nicht gesagt, daß das Flachdach aus dem Vauschaffen der Gegenwart nun völlig ausgeschaltet wäre. Es wird für einzelne Bauaufgaben immer in Frage kommen, aber als programmatische Forderung, als Aushängeschild für eine Gesinnung hat es aufgehört, die Gemüter zu erregen. Denn jene Literaturgesinnung, die aus wurzelloser Großstadtperspektive heraus ein blaßes, abstraktes Architekturideal konstruierte, hat keinen Raum mehr bei uns. Niemand trauert ihr nach.

Dafür können wir heute bemerkenswerte Ansätze zu einer neuen, echteren Baugesinnung feststellen, zu einer Gesinnung, die das Experiment, das Liebäugeln mit der ausgefallenen Form, mit der Absonderlichkeit um jeden Preis als unwürdig ablehnt. Man besinnt sich wieder auf die elementaren Grundgesetze der Baukunst. Da ist zunächst die Erkenntnis, daß uns die „Reißbrettarchitektur“, die losgelöst von Umwelt und Landschaft schöne Entwürfe als wohlfeile Massenware bereitstellt, nicht mehr weiter helfen kann. Man ist sich heute klar darüber, daß ein Haus in den pommerschen Ostseedeinen anders aussehen muß als eines, das in waldiger Mittelgebirgslandschaft liegt, und wieder anders als eines, das etwa auf einem Wiesenhang in den Voralpen steht. Eine bäuerliche Siedlung muß unter anderen Voraussetzungen gestaltet werden als eine vorstädtische Erwerbstätigeniedlung. Die Verpflichtung gegenüber der Landschaft und dem Boden, auf dem man baut, ist in ihrer ganzen Schwere von zahllosen Architekten wieder erkannt, die bewußt darauf verzichten,



Hauseingang · Dipl. Ing. H. Schaub, Stettin

billige und vielleicht einträgliche Allerweltsware zu erzeugen, die man hier und dort aufbauen kann und die doch immer landschaftsfremd bleibt, wohin man sie auch stellt. Es ist natürlich, daß bei dieser neuen Einstellung die Werke der Vergangenheit, soweit sie auf gesunder künstlerischer Grundlage entstanden sind, erhöhte Bedeutung gewinnen müssen, wenn auch in ganz anderer Weise, als das im verfloßenen Jahrhundert bei den Kopisten der Gotik, der Renaissance und des Barock der Fall war. Der schöpferische Baumeister läßt sich von guten historischen Bauten nicht anregen, um ihren Zierat zu übernehmen, sondern um ihr Wesen zu erkennen und den Geist, aus dem heraus sie geschaffen sind.

So sehen viele unserer jungen Baumeister heute die Arbeiten ihrer vor etwa hundert Jahren schaffenden Berufsgenossen mit besonders wachen Augen an. Das soll nicht heißen, daß man wieder biedermeierlich bauen



Siedlerhaus · Dipl. Ing. R. Sack, Pödejudt



Dorfstädtische Erwerbstätigeniedlung · Pommersche Heimstätte

möchte. Aber die Art, wie man damals die Baukunst auffaßte und wie man sich mit ihr beschäftigte, findet heute lebhafteste Zustimmung. So schlicht, so klar, so rein wollen wir unsere Häuser wieder haben, so anspruchslos und doch so voller baulicher Qualitäten, so verwurzelt in Boden und Landschaft und so zugeschnitten auf den Menschen, der darin wohnt.

Und das gibt es nun auch wirklich wieder: Häuser, die nichts vortäuschen wollen, die sich nicht reicher und üppiger geben als sie wirklich sind. Schlichte, ehrliche Wohnstätten schlichter, gerader Menschen. Da finden wir kein Philistertum und keinen Bildungsfimmel mehr, keine falsche Romantik und keine Kriegsgewinnler-aufgeblähsenheit. Neue Menschen wohnen in neuen Häusern, und diese neuen Häuser haben alles abgetan, was ihnen nicht zu Gesichte steht. Also „Neue Sachlichkeit“? Ja — aber nicht jene kaltschnäuzige neue Sachlichkeit der Nachkriegszeit, die das Wohnhaus zu einer „Wohnmaschine“ herabwürdigen wollte und die Menschen darin zu unglücklichen Sklaven einer seelenlosen Zweckmäßigkeit-architektur. Gute Baukunst ist immer „sachlich“ gewesen, sachlich im Sinne der Werk- und Material-treue, der Sauberkeit der Gesinnung, der Ehrlichkeit und Geradheit der Form. So gibt es in diesen neuen Häusern keine pompösen „herrschaftlichen“ Portale mehr, auch keine, die sich mit unzulänglichen Mitteln nur herrschaftlich gebärden. Lauschige Erker (womöglich zwei oder drei an einem Haus) sind wenig geschätzt, sie passen nicht mehr in den Lebensstil unserer Zeit und machen den Bau unklar und unübersichtlich. Und jenen oft ungeheuerlichen Dachaufbauten, die wie groteske Zwerge den Häusern auf dem Buckel hocken und meistens die Ausgebirten eines übertriebenen Dranges nach Raumausnutzung sind, ist der Krieg angefangen. Klare, einfache Baukörper stehen da, wohlüberlegt in den Verhältnissen, sicher im Aufbau. Knapp sitzen die großflächigen Satteldächer, wie gut passende Rappen, die keinen unnützen Feder Schmuck nötig haben. Entscheidend für jedes Haus ist neben den Gesamtverhältnissen die Aufteilung der Wände, die gute Verteilung der Fenster und Türen — eine Kunst, die beinahe ganz vergessen war. Wie sehr bekommt ein Haus erst durch den guten Rhythmus der Wandöffnungen sein eigentliches Gesicht, seinen Charakter! Und wo sind die schweren Tür- und Fensterumrahmungen geblieben, die üppigen Solbänke



Teilansicht eines Einfamilienhauses
Dip. Ing. G. Schaub, Stettin

und Gesimse, die mit ihren tiefen Schlagschatten die Wände so schmerzhaft aufreißen? Schlicht, aber klar und unzweideutig setzt man wieder Tür und Fenster in die Wand, mit scharfen, knappen Profilen. Die Hohl- äugigkeit der Fassade, Schrecknis aller städtischen Fassadenarchitektur, ist abgefallen. Blühende glatte Gesichter hat so ein Haus, Gesichter mit lachenden Augen, die uns unverblümt und jugendfrisch anblicken.

Es wäre zu viel gesagt, wollte man behaupten, wir hätten mit diesen immerhin noch ziemlich spärlichen Werken einzelner eine neue Architektur. Aber der Weg ist aufgezeigt, das Ziel ist erkannt. Diese Baukunst, bodenständig und kompromißlos, klar und ohne Über- schwang, ist dem neuen deutschen Menschen angemessen.



Karl Freese und Fritz Cimm hatten sich seit Jahren nicht gesehen. Da treffen sie sich zufällig auf dem Gützower Pferdemarkt, und ihre Unterhaltung begann so:

Karl: „Wo geht die dat, Fritz?“ Fritz: „Nieh gaut, Rahl!“ — Karl: „Worüm nich, Fritz?“ Fritz: „Jek hew friegt hat!“ — Karl: „Dat is doch gaut, Fritz!“ Fritz: „Dat is nich gaut, Karl!“ — Karl: „Worüm nich?“ Fritz: „Jek här ein Ull friegt!“ — Karl: „Dat is jo nich gaut!“ Fritz: „Aee, dat wär doch gaut!“ — Karl: „Worüm denn, Fründ?“ Fritz: „Sei här ein Hus!“ — Karl: „Dat is doch gaut, Fritz!“ Fritz: „Aee, Rahl, dat wär nich gaut!“ — Karl: „Worüm denn, Fründ?“ Fritz: „Dat Hus is afbrennt!“ — Karl: „Dat is nich gaut!“ Fritz: „Noch, Rahl, dat wär gaut!“ — Karl: „Dat verstoh ick nich, Fritz!“ Fritz: „Riek, de Ullsch is mitverbrennt!“ — Karl: „Denn fröch die doch, Fritz!“ Fritz: „Dat is nich tum Fröchen, Rahl!“ — Karl: „Worüm nich?“ Fritz: „Dat Hus wär nich vor- sichert un de Ullsch uck nich!“ — Und darauf handelten und tauschten sie.

*

Der Arzt einer pommerischen Kleinstadt, der weniger durch seine medizinischen Künste als durch seine Trink- festigkeit bekannt war, wurde eines Tages von einem Stammtischgenossen spazierengehenderweise auf dem Friedhof angetroffen. „Nanu, was machen Sie denn hier“, fragte er den Arzt, „Sie nehmen wohl Inventur auf!“

Der Atlas der Pommerischen Volkskunde

Aus der Werkstatt des Volkskundlichen Archivs für Pommern

Seit Jahren stellt das Volkskundliche Archiv in Greifswald den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiet der Volkskunde unserer pommerischen Heimat dar. Diese Arbeit, die abhängig von der freiwilligen und freudigen Hingabe vieler Mitarbeiter aus allen Kreisen des Volkes ist, bildet die Grundlage zur Volkstumserkenntnis der Gegenwart. Die Quellen dieser Erkenntnis sind die mannigfachen Äußerungen von bodenständiger Sitte und überliefertem Brauchtum, wie sie in unserer Gegenwart leben. Dabei tritt eine große Fülle von verschiedenartigen Erscheinungen entgegen. Die reiche Vielfalt aber muß zu einem großen, klaren Bilde gestaltet werden: das ist die Aufgabe, die der „Atlas der Pommerischen Volkskunde“ erfüllen soll.

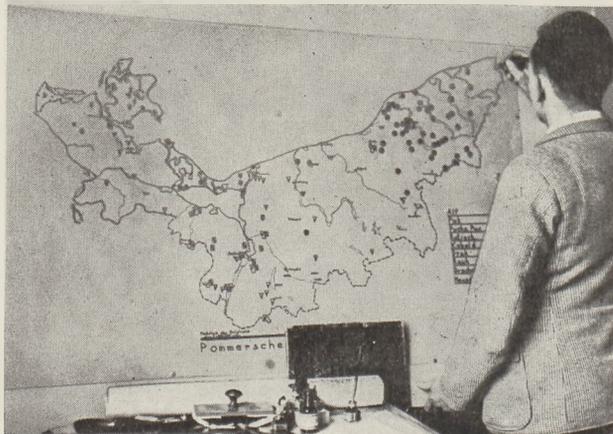
Wo bekommen wir nun das volkskundliche „Material“ her, um die Karten für diesen Atlas der Pommerischen Volkskunde zeichnen zu können? Dazu dienen Fragebogen, die an ungefähr 1500 Mitarbeiter in ganz Pommern gehen. Auf diese Weise entsteht ein dichtes Netz von volkskundlichen Forschungsstellen. Zum erstenmal kann die pommerische Volkskunde heute das Versprechen erfüllen, die tatsächlichen Verhältnisse wiederzugeben. Aus der großen Zahl der Mitarbeiter kann man ersehen, wie stark hier das Streben nach Genauigkeit ist, und erkennen, in welchem hohem Maße das endgültige Ergebnis dem wirklichen Volksleben entspricht. In den Jahren 1930 bis 1935 sind bereits weit über 200 Fragen von den einzelnen Mitarbeitern des Volkskundlichen Archivs beantwortet worden. Gerade in diesem Frühjahr ging ein neuer Fragebogen ins Land.

Gibt es bei Ihnen einen feurigen Hausdrachen? — Wer bringt die kleinen Rinder? — Wo kommen die kleinen Rinder her? — Welche Anzeichen bei der Hochzeit deuten darauf, daß die Frau in der Ehe die „Hosen anhaben“ wird? — Was essen Sie zu Weihnachten? — Rennen Sie Heißwecken? — Bindet man in Ihrem Ort bei der Ernte einen „Alten“? — Werden Sie zu Ostern „gestiept“? — Wie sieht eine Hexe aus? — Würden Sie am Freitag heiraten? — Was würden Sie tun, wenn Ihnen morgens eine alte Frau begegnete? — Was sagt man über einen Menschen mit breitem Mund? — Was geschieht, wenn die Katze sich putzt? usw. usw. — Nach alledem forscht der Fragebogen. Im Ernst wie im Scherz erkennen und sehen wir die Fülle unserer volkstümlichen Überlieferung.

Hier wollen wir nun einen kleinen Einblick geben in die Entstehungsgeschichte einer volkskundlichen Karte.

187 Kilo wogen die Fragebogen, die Anfang April sich von unserem Archiv aus über ganz Pommern ausbreiteten. Sie gingen nach tagelanger Packarbeit an die 1500 Mitarbeiter, von denen jeder vor eine verantwortungsvolle Aufgabe gestellt wurde. Nicht alle kommen sie zurück, doch diejenigen, die wiederkehren, sind voller Geheimnisse und getränkt von der Mühe und dem Fleiße der Bearbeiter. Nicht jeder kann sich vorstellen, was es heißt: 1500 Mitarbeiter füllen in Pommern volkskundliche Fragebogen aus? Dicht gedrängt sitzen sie im ganzen Land, selbst in der entlegensten Ecke,

und wenn jeder Mitarbeiter auf einer Karte eine Nadel erhält, so ist es ein großer, dichter Wald. Zwar gibt es in diesem Wald immer noch manche Lichtungen und Blößen, aber auch sie werden im Laufe der Zeit aufgefüllt werden.



Anfertigung einer volkskundlichen Karte

Die Fragebogen machen einen langen, vielgliedrigen Arbeitsgang durch. Der Mitarbeiter schickt sie zurück. Im Archiv werden sie geordnet nach Lage der Orte, aus denen sie stammen. Jeder Ort, aus dem ein Fragebogen vorhanden ist, erhält eine Nadel auf der Karte, so daß der Stand der Arbeit immer sichtbar ist. Die Fragebogen werden dann nach den einzelnen Fragen zerschnitten und in Kästen untergebracht. Das alles sind aber für das Archiv nur Vorbereitungsarbeiten. Die eigentliche Arbeit, die „Ernte“, beginnt erst, wenn die eingelaufenen Arbeiten nacheinander untersucht und auf einer großen Karte von Pommern eingetragen werden. Was der Mitarbeiter von Wierschuhin im Kreise Lauenburg oder was der Mitarbeiter von Putgarten auf Rügen und was all die anderen Mitarbeiter zu antworten wußten, das wird mit einfachen, klaren Zeichen Ort für Ort auf der Karte wiedergegeben. Keine Mitteilung fällt unter den Tisch; auch die kleinste Angabe findet ihren Platz. So wächst aus vielen Hunderten von einzelnen volkskundlichen Beobachtungen das große Gesamtbild von der Verbreitung einer volkstümlichen Überlieferung in Pommern heran: eine Karte des „Atlas der Pommerischen Volkskunde“ entsteht, und nach ihr, auf die gleiche Weise, viele, viele andere. Auf jeder Karte findet der einzelne Mitarbeiter seinen Beitrag zu dem gemeinschaftlichen Werke wieder.

Aus der Gesamtheit vieler solcher volkskundlicher Karten erkennen wir deutlich die Kräfte, die in unserem pommerischen Volkstum wirken: die natürlichen Grundlagen der Rasse und des heimatlichen Bodens, die geschichtlichen Kräfte, die sich besonders in der Besiedlung Pommerns ausprägen, die wirtschaftlichen und politischen Einflüsse, die zur Bildung besonderer volkstümlicher Eigenarten innerhalb des gemeinsamen Ganzen beitragen und immer weiter beitragen werden.



Mandnacht in'n Haben

Leet de Mand sin Sülwerfleiten
 äwer Stadt un Haben gahn,
 un de weiken Strahlen geiten
 sick üm Spieker, Schipp un Kran.

Leime Strom, wat dröggst du lisen
 all dat sleitend Sülwer furt?
 Sachten klatscht hei sine Wisen
 an de slapen' Schääp ehr Vurd.

In de engen Habenstraten
 lücht't de Mand so niglich grell; —
 kann doch nich den Durweg faten,
 wo en Mäten lacht so hell — — .

Klingt en Seemannsleed von widen,
 singt von Leiw' un von Gefohr,
 un von ollen, ganden Tiden,
 as't all klüng vör hunnert Johr'.

FRITZ DITTMER

EGON VON KAPHERR:

Schmalzmanns Burg

Unweit Babenhufen gibt es einen bemerkenswerten Ort. Den kennen aber die meisten nicht: die Holzfahrer bleiben auf den Wegen und Gestellen, die aber liegen ziemlich weit ab — die Holzdiebe haben hier nichts zu suchen, denn es gibt weder Altholz noch Dürräste — die Sommerfrischler gehen nicht hierher, denn der Jungwald ist so dicht, daß sich kaum ein Reh oder ein Stück Rotwild durchdrückt, und sogar die Hirsche, solange sie im Sommer weiche und empfindliche Bastgeweihe tragen, einen Bogen um die Gegend machen — die Pilz- und Beerenweiber haben hier nichts zu suchen, denn hier wächst nur Moos und Flechtenzeug am Boden. Es ist das große Jungholz unterhalb des Buchberges, das

die Anwohner den Dachshügel nennen, die Forstleute aber die Brandschonung, weil hier der Wald vor langen Jahren brannte und nachher abgeschlagen werden mußte.

Hier gibt es aber das Bemerkenswerteste in diesem Waldteil: den Hagbau der Dachse. Selbst der junge Förster kennt ihn nicht, geschweige denn die Leute im Dorfe, wenn man von dem einen oder anderen alten Holzarbeiter absieht. So kommt es denn, daß der Hagbau in Vergessenheit geraten war und unbekannt wurde. Selbst die Dachse erinnerten sich seiner nicht mehr und nur hin und wieder verbrachte mal ein Fuchs oder ein Waldtilts einige Tagesstunden hier. Allerdings hatte man auch von Ittissen lange Zeit hier in der Gegend

nichts gehört: das Weibchen des letzten Heideitiffes, Frau Stinkerine Ränzchen, war bei irgendeinem Reifighaufen, wo es auf Waldmäuse Jagd machte, von boshaften Dackelhunden überrascht und umgebracht worden: Meister Stinkermann Ränzchen aber war nach dem benachbarten Dorf ausgewandert, da er nicht allein bleiben wollte und der Ansicht war, zu einem Ittis gehöre auch eine Ittissin. So war er denn an verschiedenen Scheunen und Ställen gesehen worden und — dem Vernehmen nach — bei der Uhlenmühle geblieben: Fundament, drittes Loch rechts, wo er eingeheiratet hatte, denn dort lebte die liebenswürdige Witwe Düstlmann, Besitzerin großer Rattenherden und einer hervorragenden Mehlmühlenmäusezucht.

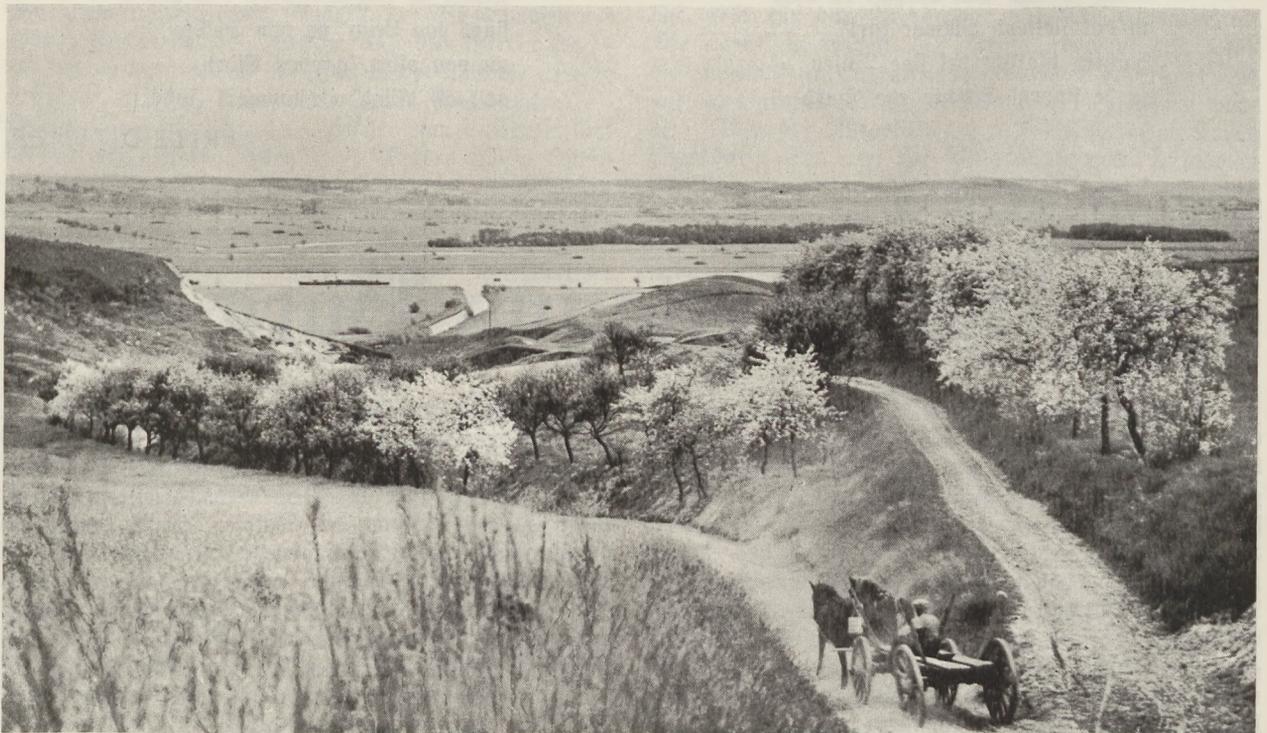
Einsam und verlassen lag der Bau. Da kam eines Abends — es war im Sommer — Herr Dr.-Ing. Fetterich Schmalzmann, ein Dachs gereifteren Alters, Spezialist für Tiefbau, zufällig vorüber, ging durch die dichten Kiefernstangen, sah sich die Gelegenheit genau an, schnüffelte hier und schnüffelte da, fand den Bau und erinnerte sich, daß er in jungen Jahren von diesem Ort gehört hatte, von dem schon halb sagenhaften Burgbau der Schmalzmanns, den das Geschlecht von den Fetzkes, einer im Mannesstamme erloschenen Familie, durch Erbschaft überkommen, durch eine Brandkatastrophe aber verloren hatte. Das war vor etwa drei Dachsgenerationen gewesen. Schmalzmann dachte nach: wahrscheinlich war er der einzige direkte Nachkomme und darum Erbe des berühmten Geheimrats Graberich Schmalzmann und seiner Gattin Pürzeline, geborenen SchneckenSchmalzler, darum auch eigentlich der rechtmäßige Besitzer dieser alten Burg.

„Laßt mal sehen, wie das Ding beschaffen ist“, dachte der Dachs und schloste ein. Nach längerer Weile kam er wieder hervor, setzte sich auf die feisten Keulen, kratzte sich einen Floh aus dem Bauchhaar und dachte nach. Also: zehn Dachsmiuten zur hohen Buchenheide — gut. Fünf Minuten Frühlingstrab, acht Minuten Watscheln zur Herbstzeit bis zur Wuhlheide und zum

See, auch gut. Die Dörfer sehr weit, keine Fahrwege in der Nähe, daher auch kein Lärm, keine Störung. Kurz: die Gelegenheit war vortrefflich. Und wenn Schmalzmann in Rechnung zog, daß das ewige Junggesellenleben doch zu nichts rechtem führte und er endlich daran denken müsse, eine Gattin heimzuführen, kam er immer mehr zu der Erkenntnis, daß er diese alte Burg ausbauen und beziehen müsse.

Mann der Tat, ging er schon am gleichen Tage ans Werk. Er erkannte, daß der linke Flügel — wenigstens das untere Stockwerk, schon so verfallen war, daß eine Ausbesserung zu viele Ausgaben und Mühe gemacht hätte. Dagegen war der rechte Flügel, der sogenannte SchneckenSchmalzlerbau, seinerzeit angelegt von Schmalzler II., genannt Fetzack, noch durchaus brauchbar und herzurichten. Hier fanden sich fünf Eingänge vor, unten waren zwei Kessel in zwei Stockwerken, eine Nebenröhre und ein unterer und ein oberer Zugang zu Gängen und Kesseln des linken Flügels, des „Pürzlerbaues“, angelegt in ganz alter Zeit von Pürzler I., einem berühmten Dachs sagenhafter Persönlichkeit, der zur Zeit der letzten Bären gelebt und ein Schreckenregiment als Nesterplünderer und Junghasentöter geführt hatte. Der Bau war, dem Charakter des Bauherrn entsprechend, lediglich als Burg angelegt, ohne besondere Bequemlichkeiten. Mehrere Einschläge von oben zeigten, daß hier öfters Belagerungen durch böse Zweibeine stattgefunden hatten — kurz, der Bau bot wenig Verlockendes. Feind unnützer Arbeit, Mühe und Ausgaben, buddelte Schmalzmann den alten Pürzlerbau einfach von innen zu und trennte dadurch die Burgen. Den geräumigen und bequemen, sehr geschmackvoll angelegten rechten Flügel aber beschloß er auszubauen — für sich und für seine Familie. — hm, ja . . .

Nach Mittsommer war der „SchneckenSchmalzlerbau“ fertig. Es war jetzt Zeit, meinte Schmalzmann, ein Weib zu nehmen. Dazu schien ihm eine der Töchter — egal welche — Fetzschwartz, des Dachsers vom



Vaumbüste im Odenwald

Fot. Eberhardt

Hinterberge, geeignet zu sein. Fetztschwart lebte getrennt von seiner Familie, diese aber war auseinander-gelaufen — kein Wunder, da die väterliche Gewalt fehlte und jeder Respekt vor dem Vater, der als wüster Fresser und Genießer bekannt war und den man all-gemein im Busch nur den „ollen Fressack“ nannte. Buddeline Schmalzine Fetztschwart — die jüngste der drei Töchter Fetztschwarts, hielt sich im „Mahlbau“ auf, wie Schmalzmann gehört hatte. Er machte sich dahin auf, dreißig Dachsmi-nuten weit nach Osten, dann zehn nach Norden und zehn weitere wieder nach Osten. Als er ankam, grunzte es unten im Bau: „Besetzt!“ Schmalzmann verstand: er war zu spät gekommen — der aber, der da unten grunzte, war Schnappzahn Kan-zler, einer der stärksten und bissigsten Dachse der ganzen Gegend, ein alter Junggeselle und Freund Fetztschwarts, Fresser und wüster Käufer wie dieser. Wahrscheinlich war ihm Fetztschwart irgendwie verpflichtet und hatte ihm die Tochter verkuppelt . . . Da war nichts zu machen, denn Kan-zler war wegen seiner Grobheit und Verwegenheit berüchtigt. Trauer im Herzen, zog sich Schmalzmann zurück und suchte in den Dickungen am Blauberger und um den Hoheneichen nach der zweiten Tochter Fetztschwarts. Er fand sie auch und wurde nicht unfreundlich empfangen. Natürlich zierte sich die Dachsdame anfangs: „Ihr Antrag ehrt mich sehr“ — usw. usw. — „aber ich bitte mir Bedenkzeit aus . . .“ „Quatsch!“ sagte Schmalzmann, „alberne Ziererei! Ent-weder wird jetzt geheiratet oder du kannst mir —.“ — „Na, dann zeigen Sie mir Ihren Bau“, seufzte die Dächsin errötend. Schmalzmann wackelte los, die Kleine hinterdrein. Sie fuhren in den Hagbau ein und besichtigten den neu hergerichteten Flügel.

„Sie, mein Herr, werden im Nebenbau wohnen“, entschied Pürzelinchen Fetztschwart energisch — „den Schnecken-schmalzlerbau brauche ich für mich allein. Denn — Sie wissen — nach einiger Zeit werden Kleine kommen . . .“ Ein modernes junges Mädel hat keine Vorurteile und Zimperlichkeiten, wenn es zum Heiraten entschlossen ist. Darum wird auch alles sachlich be-sprochen.

Schmalzmann sah das ein. Und seufzend mußte er sich daran machen, auch den anderen Flügel, den „Pürzlerbau“, wieder herzurichten, was ihm nach einer Woche schwerer Arbeit und großer Ausgaben und Un-kosten auch gelang.

Als nun der nächste Vollmond am Himmel stand, trafen sich die Liebenden auf der Blänke vor dem Buchberge. Schnaufend und grunzend warb Schmalz-mann um der Liebsten Günst. Segen Morgen fuhren die Dachse im Hagbau ein — und es war Ruhe um den Buchberg und die Schonungen ringsum.

Aber — man kann sich denken, daß der Klatsch in vollster Blüte war: der Häher Rätisch hatte die beiden hintereinander einschließen gesehen, die Gestrüppamsel hatte auch alles beobachtet, die beiden Käuze vom Buch-berge, die nächtens über der Blänke und dem Hau hin und her geflogen waren, konnten nicht dicht halten — kurz, der ganze Busch und der Forst war voll von Lästern und übelster Nachrede, und kein Tier der Gegend wollte an anständige eheliche Vereinigung glauben. Als Exzellenz von Hieb-zahn, der alte Poggenpfuhlkeiler, eines Morgens Rot-schlich Hühnerdeiw, dem Fuchs, begegnete und so nebenher im Vorbeigehen fragte: „Wat Neues, Hühnerdeiw?“, schmunzelte der Rot-voß und berichtete vom neuesten Waldklatsch. „Ne Schweinerei“, sagte er schließlich. „Also — etwas

Mordsanständiges!“ grunzte der Keiler wütend. „Ich wünschte bloß, Ihr Gesindel wäret so anständig wie wir Schweine und der olle ehrliche Schmalzmann!“ Ärger-lich trabte Seine Exzellenz weiter zum Pfuhl, um dort den Tag über zu suhlen und zu schlafen.

*

Unangenehm kühl und duster war es im Hauptkessel des Schnecken-schmalzlerbaues. Dort ruhten auf minni-gem Ehebett Schmalzmann und Frau Pürzeline, ge-borene Fetztschwart.

Plötzlich fuhren die Dachse hoch. „Dunnerlüchtig“, brummte Schmalzmann. Pürzelinchen aber beruhigte sich und gähnte: „Ach — nur 'n lüttes büschen Ge-witter . . . Kumm man werrer dal, mien leiven, söten Schmoltmann . . .“

Rumpumpumpum! ging es wieder, fahlblau leuchtete es bis in die Dachstiefe hinab. „Düwewell“, grunzte Schmalzmann zornig und etwas besorgt. Dann schnupperte er und meinte: „Pürzeling — ick glöw — dat stinkt so wie Voß.“

„Man nur een büschen Schwafel“, meinte die Dächsin.

„Schwefel? Nein — das ist Rotvoß“, fauchte Dr.-Ing. Schmalzmann wütend und vergaß sein Platt. „Das ist frischer Fuchsgestank und kommt vom Pürzlerbau!“ Und sofort rauschte und rumpelte er gegen den linken Flügel vor. „Um des Himmels willen, setze dich keiner Gefahr aus!“ rief ihm die besorgte Gattin nach. Schmalzmann aber war schon im Ver-bindungsgang und rauschte gegen den Pürzlerkessel vor.

Dort sah er sich plötzlich der erschreckten Fuchsin gegenüber. Mannhaft ging er vor — die Jungfuchse flohen, die Fuchsin fletschte zwar und keckerte wütend, aber — sie mußte weichen. Denn wo Schmalzmann hin-beißt, da wachsen keine Haare mehr . . .

„Herzloser Kapitalist, Fetztsack, Wucherer!“ Zehn Sprünge vor dem Haupteingange saß die Fuchsin Vul-pine Hühnerdeiw, geborene Rotbeuter und schimpfte. Es regnete Strippen. — Schmalzmann aber machte sich nichts aus dem Schimpfen — denn das war er gewöhnt. Auch aus dem Regen nicht, denn im Bau war's trocken. Er drehte der Fuchsin den Pürzel und die Schinken zu, brummte eine sehr ritterliche und klassische Einladung, die die Fuchsin nur mit einem hilflosen „Sie mir auch“ beantworten konnte, schloste zurück zum ehelichen Lager und erzählte von seiner Begegnung.

„Ach — ich hatte mich schon so geängstigt“, flötete Pürzelinchen. „Dem Himmel sei Dank, daß du wieder da bist, mein süßer Mann!“

Ewig ist die Liebe . . .

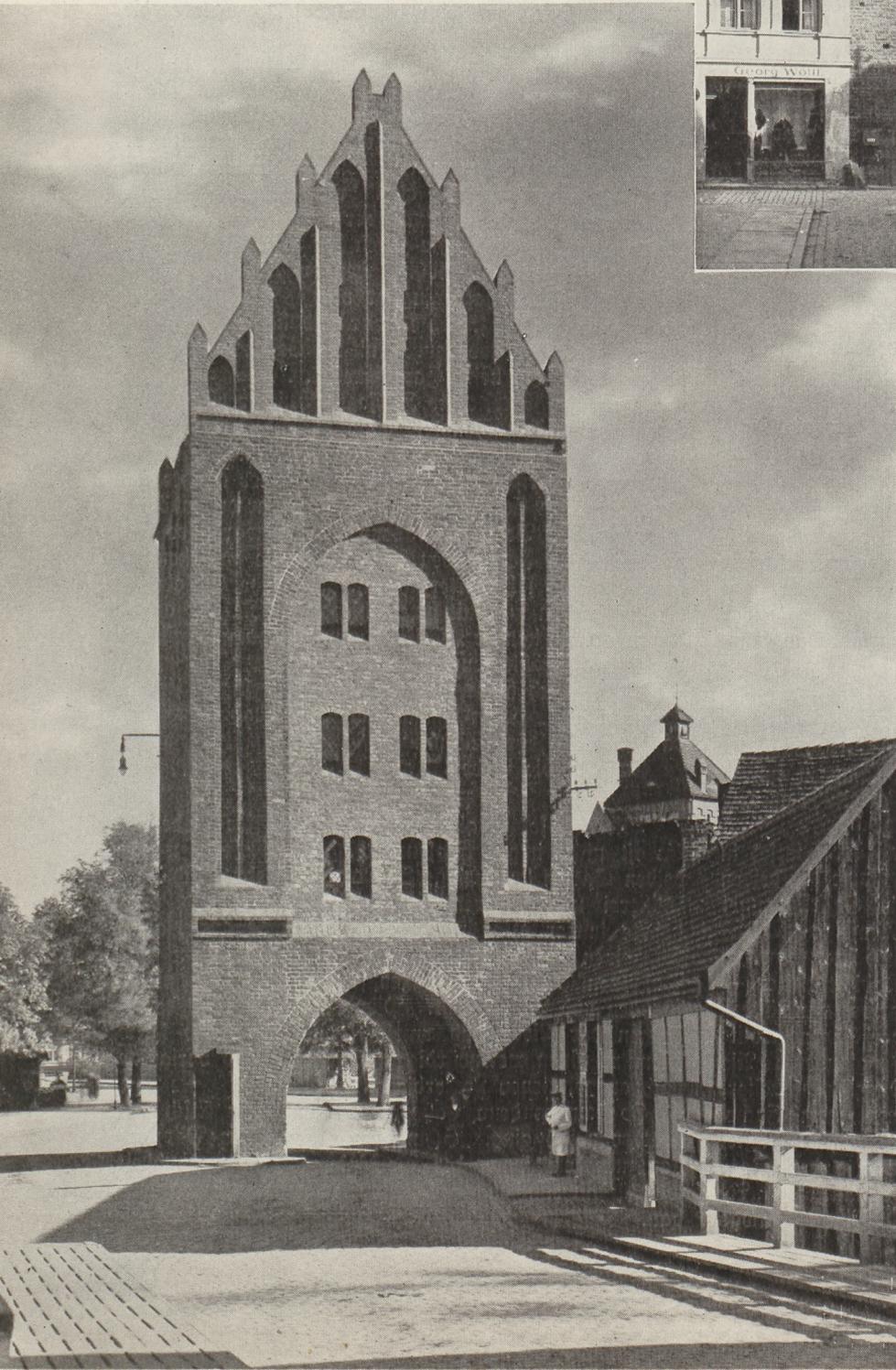
*

Wie das so ist: allmählich kühlte sich die Liebe ab. Es ist nicht immer Rosenmond. Die Roserei wurde beiden Gatten langweilig: Schmalzmann sehnte sich nach Böllerei und anderen Junggesellenfreuden und ver-kehrte immer öfter mit anderen alten Dachsen, alten Schweinen und Hirschen mit nobelen Geweißen und Passionen, meist im Poggenpfuhl, wo es die vielen Padden und Mäuse gibt. Pürzelinchen aber fühlte die Folgen der Liebe und wurde launenhaft. Sie hatte mitunter einen merkwürdigen Geschmack und verlangte nach ausgefallenen Leckerbissen . . .

So kam es denn, daß die Trennung von Tisch und Bett vor sich ging. Schmalzmann bezog den Pürzler-bau, nachdem sogar der Verbindungsgang zugebuddelt war. Pürzelinchen aber lebte im Schnecken-schmalzler-bau.

Das Steintor in Regenwalde

Das Mühlentor in Stolp. 15. Jahrhundert



Stade
in
P

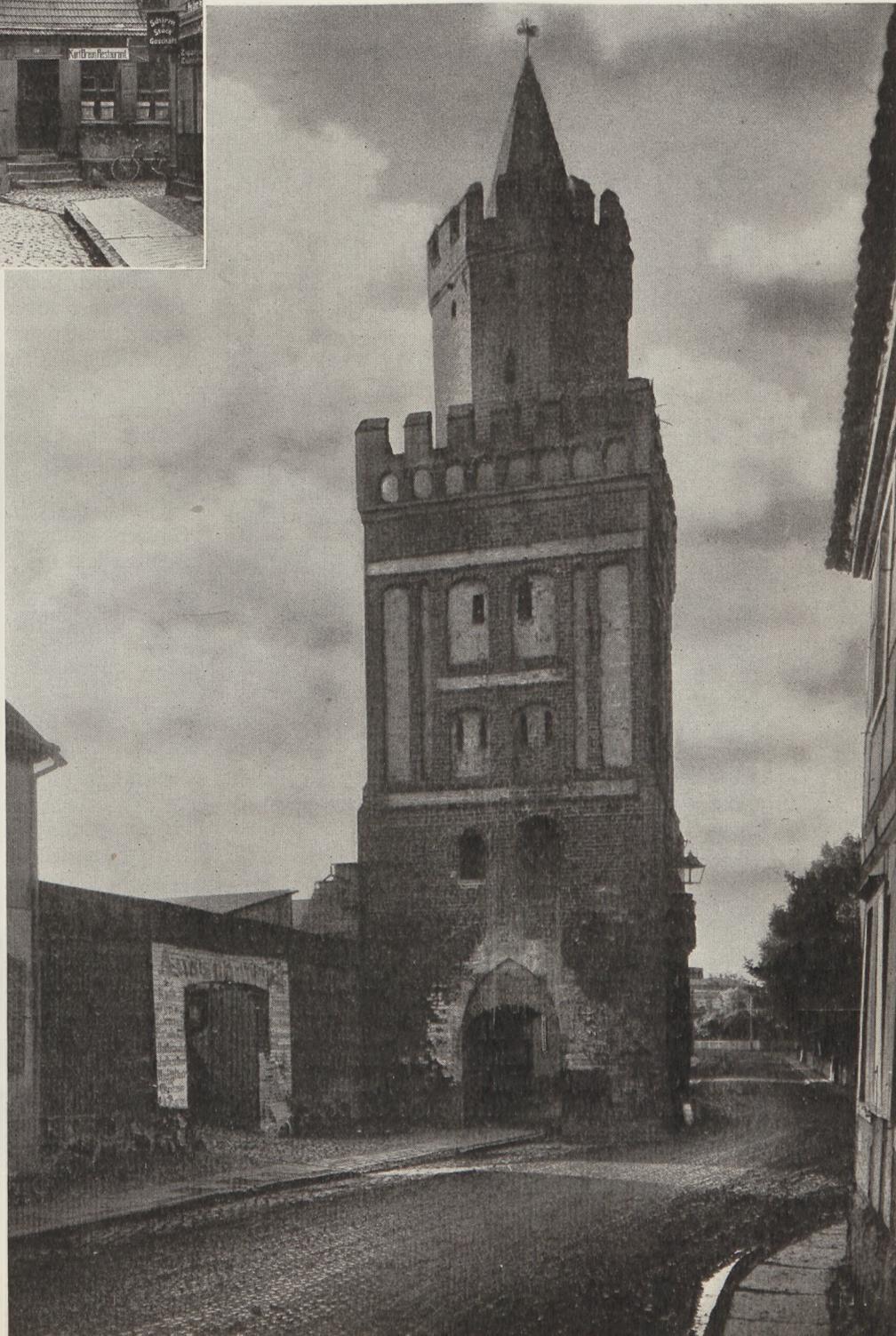


Das Steintor in Greifenberg a. Rega

Das Bahner Tor in Pyritz. 1270—1280

Fotos: Staatl. Bildstelle, Berlin

Ill
ttore
mmern



Die Kirchensprache

der ostpommerschen Kaschuben

Vor zehn Jahren fand man auf dem Boden der evangelischen Oberpfarre zu Bütow unter altem Gerümpel, vergilbten Papieren, wertlosen Schmökern ein handgeschriebenes Büchlein. Es hatte etwa die Größe eines Reclamheftes. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß das jahrelang verschollene kaschubische Gesangbuch des Simon Krosfej wieder entdeckt war, das nur noch in einem einzigen gedruckten Exemplar vorhanden ist. Äußerlich sieht das Werk mit seinem hölzernen Deckel, der mit Schweinsleder überzogen ist, recht unscheinbar aus. Im Innern aber birgt es jene Kirchenlieder, die einst die evangelischen Kaschuben Ostpommerns noch vor drei Menschenaltern in ihrer Muttersprache sangen.

Als im 16. Jahrhundert die Reformation Martin Luthers sich überall in Deutschland Bahn brach, kam sie auf ihrem Siegeszuge auch in die weltfernen Dörfer und Gehöfte der ostpommerschen Kaschuben. In den schlichten Schrotholzgehäusern, die sich ganz der herben Landschaft anschmiegen, fand sie bald getreue Anhänger. Für die neue Lehre war es eine selbstverständliche Pflicht, die Sprache des Volkes für die Kirche zu übernehmen, und deshalb machte sich in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts der Bütower Pfarrer Simon Krosfej daran, deutsche Kirchenlieder in die kaschubische Sprache, die er „slowinzisch“ nannte, zu übersetzen. Diese Sammlung erschien unter einem Titel, der in deutscher Übersetzung lautet: „Geistliche Lieder Doktor Martin Luthers und anderer frommen Männer; aus dem Deutschen in die slowinzische Sprache übersetzt von Symon Krosf, Diener des Wortes Gottes in Bütow. Gedruckt in Danzig von Jakob Rohde im Jahre des Herrn 1586.“ Mit seinem Gesangbuch schuf Simon Krosfej das erste gedruckte kaschubische Buch.

Von diesem Verfasser wissen wir herzlich wenig. Er scheint aus einem kleinen Dorfe in der Nähe Bütows zu stammen. Seit 1562 hat er in Bütow als Stadtschreiber und Schulmeister, später als Pfarrer sich den Lebensunterhalt verdient und hier das Gesangbuch verfaßt. Bis ins 18. Jahrhundert hinein wurde es in allen kaschubischen Bezirken Ostpommerns benutzt. Aber nicht in der Weise, wie heute üblich, daß die Gemeinde aus ihm die Lieder sang. Es lag vielmehr nur als Paradestück auf den Knien der frommen Kirchgänger. Die Lieder kannten sie auswendig. Auch als später im 18. Jahrhundert an Stelle des kaschubischen das polnische Gesangbuch trat, sangen sie ruhig ihre kaschubischen Texte auswendig weiter und dachten nicht daran, etwa polnisch zu singen. Krosfej hatte bei der Abfassung seines Gesangbuches eine deutsch-kaschubische Gemeinde im Auge. Darum setzte er bei jedem Gesang über den kaschubischen Text den deutschen Liederanfang hinzu. Denn im Gottesdienst sangen der Deutsche und der Kaschube jeder in seiner Muttersprache das Kirchenlied. Mag das auch nicht sonderlich schön geklungen haben: bei der Frömmigkeit der Gemeindeglieder kam der Gesang jedenfalls aus vollem Herzen.

Das handschriftliche Exemplar dieses Krosfej'schen Gesangbuches bringt nicht nur jene 86 Lieder, die auch das gedruckte enthält, sondern noch ein Mehr von 46 Gesängen. Zum Teil sind es, wie der Abschreiber Friedrich Grupius sie nennt, „nützliche und gebräuchliche Lieder“. Außer diesen Kirchenliedern enthält das Bütower Exemplar noch den kleinen Katechismus Dr. Martin Luthers, Tischgebete, einen Morgen- und einen Abendsegen. Alles wie die Lieder auf kaschubisch. Dieser Schlußteil stammt aus dem kaschubischen Katechismus des Schmolsiner Pastors Michael Pontanus.

Pontanus gab sechzig Jahre später als Krosfej das zweite bedeutendste kaschubische Werk heraus. Er ließ nämlich im Jahre 1643 in Danzig den „kleinen Katechismus D. Martini Lutheri. Deutsch und Wendisch gegen einander gesetzt“ drucken. Das Buch wurde 1758 und 1828 neu herausgegeben. Neben dem deutschen Text steht der kaschubische. Diese Arbeit scheint als einzige von all seinen kaschubischen Übersetzungen erhalten zu sein. Sie liegt im Kirchenarchiv zu Schmolsin (Kr. Stolp).

Michael Pontanus, eigentlich Brüggemann geheißener, war Stolper Kind. Im Jahre 1610 hatte ihn die Herzoginwitwe Erdmut von Brandenburg als Prediger nach ihrem Wohnsitz Schmolsin berufen. In dieser Einsamkeit zwischen grünen Wäldern, blitzenden Seen und weiten Moorflächen verfaßte der gelehrte Mann, ein tüchtiger Slawist und Orientalist, für seine Fischer, Moorbauern und Holzfäller geistliche Werke in ihrer Muttersprache. Er nannte sie „wendisch“. Aber genau wie sein „Wendisch“ im Lande Bütow von dem ärmsten kaschubischen Schäfer in der Heidelandschaft und den kaschubischen Köhlern in den dunklen Kiefernwäldern verstanden wurde, so verstanden wiederum der Stolper und Lauenburger Kaschube die Lieder des Bütower Pfarrers Krosfej.

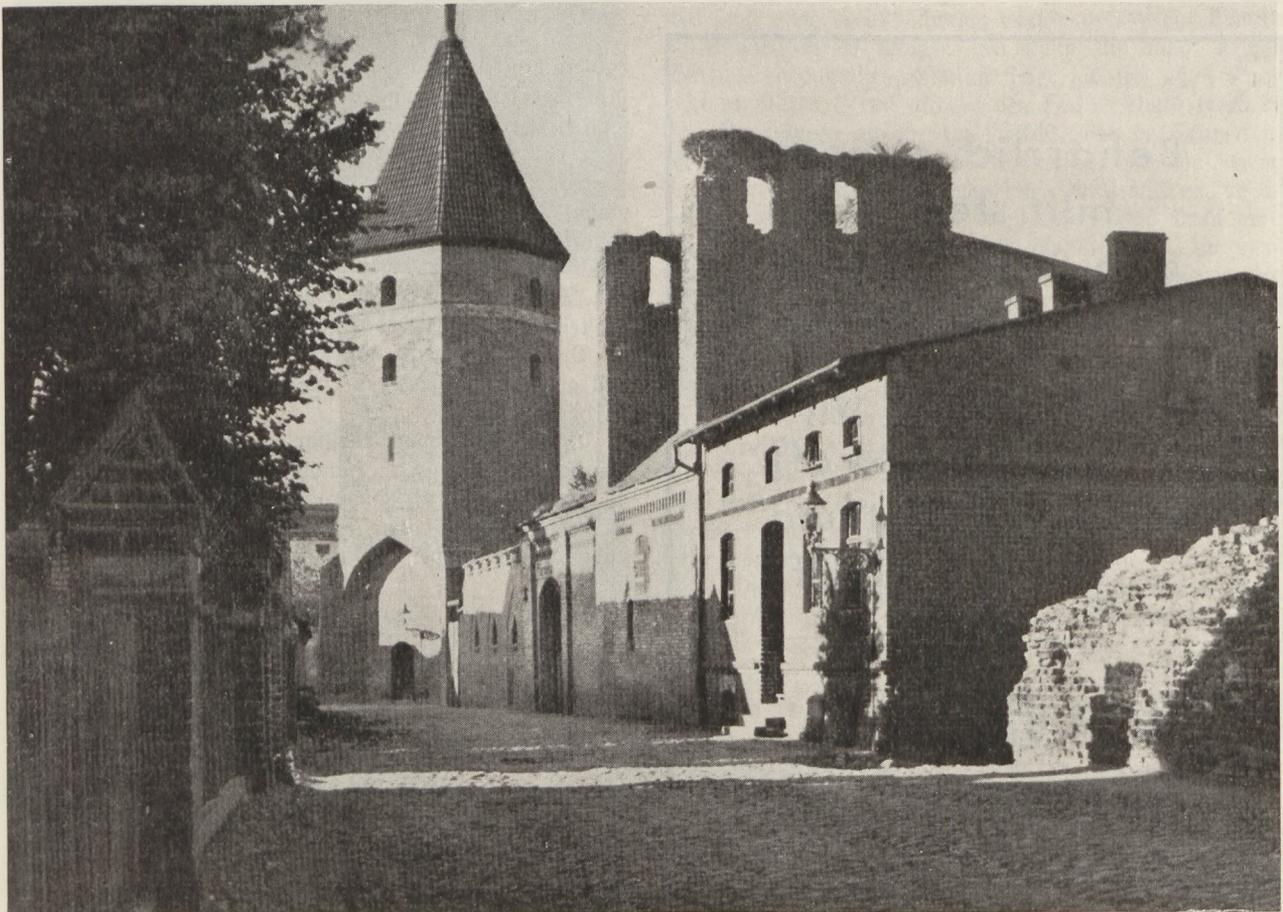
Neben diesem so erhaltenen kaschubischen Kirchenschrifttum finden wir auch Zeugnisse über den mündlichen Gebrauch des Kaschubischen in den Gottesdiensten. In mehreren evangelischen Kirchenarchiven Ostpommerns, namentlich aber im Staatsarchiv zu Stettin, ruht eine stattliche Reihe vergilteter Akten, die uns darüber berichten. Zunächst erzählen sie uns, wie die Neubesezung einer Pfarrstelle in den kaschubischen Bezirken vor sich ging. Der Bewerber muß in seiner Probepredigt darlegen, daß er wirklich kaschubisch sprechen kann. Mit Vorliebe werden deshalb einheimische Kandidaten herangezogen, die mit Sprache und Sitten der Bevölkerung vertraut sind. Stellt sich aber doch ein Fremder als Bewerber ein, der das Kaschubische nicht beherrscht, so muß er sich verpflichten, binnen Jahr und Tag diese Sprache zu erlernen. Ausnahmsweise traut man es im Jahre 1614 einem „ziemlich gelahrten Gesellen“ zu, daß er die Sache in einem halben Jahr schafft, allerdings nur durch „Gottes Hülfe und Beystand“. Bei fremden Kandidaten findet auch wohl eine Prüfung im Kaschubischen statt. Der Senior des „kaschubischen Zirkels“,

zu dem alle kaschubisch predigenden Pastoren der Synode Stolp gehörten, nahm dieses Examen ab. Meistens aber sorgten schon die weltlichen und geistlichen Behörden dafür, daß ein richtig kaschubisch Sprechender Theologe vorgeschlagen wurde. So macht es der Herzog Philipp II. von Pommern im Jahre 1614 dem Lauenburger Präpositus zur Pflicht, daß der vorgeschlagene „Pädagogus“ für die Pfarrstelle zu Briesen der kaschubischen Sprache kundig sei, damit er die Gemeinde richtig bedienen könne. 122 Jahre später (1736) schlägt der Stolper Oberamtmann Klein für die Pfarre in Nowe einen Theologen vor, der das Kaschubische beherrscht. Es sei, so schreibt er, „allhier noch wohl einer, der polnisch kann, allein die kassubischen Leute möchten bei demselben das Polnische nicht verstehen können, indem ein großer Differenz zwischen dem Polnischen und Cassubischen ist“. Und noch ein Menschenalter später macht der Stolper Präpositus Specht in seinem Schreiben vom 15. 5. 1765 den Generalsuperintendenten darauf aufmerksam, daß der neue für Garde in Aussicht genommene Kandidat unbedingt kaschubisch sprechen müsse, „weil das Heil einiger 100 Seelen mit davon abhänget“. Andererseits wacht die Gemeinde selbst darüber, daß ihre Pastoren richtig Kaschubisch können. So lehnt die Gemeinde in Groß Garde im Jahre 1766 einen Kandidaten ab, da sie seine polnische Sprache nicht verstanden, weil sie Kaschuben wären.

Diese aktenmäßig belegten Beweise zeigen, daß die Kirchensprache der evangelischen Kaschuben in Ostpommern kaschubisch und nicht polnisch war, wie manchmal behauptet wird. Ebenso zeigen sie, daß das Kaschubische eine selbständige Sprache ist und kein Polnisch, vermischt

mit einigen Kaschubismen. So schreibt 1842 der Offeckener (Kr. Lauenburg) Pastor, daß das dortige Kaschubische in der Aussprache und Bedeutung vieler Wörter von dem reinen Polnischen so verschieden sei, „daß der echte Pole den hiesigen Kassuben nur wenig und der polnische Pommer hiesiger Gegend den echten Polen fast garnicht versteht“. Leider ist von deutscher Seite nicht immer diese scharfe Unterscheidung zwischen dem Kaschubischen und Polnischen beachtet worden, so daß einer großpolnischen Propaganda die willkommene Gelegenheit zu der Behauptung gegeben wurde: früher sei in den kaschubischen Landstrichen Ostpommerns polnisch gepredigt und gesprochen worden.

Die uns vorliegenden Akten aus dem Stettiner Staatsarchiv gewähren uns ferner noch einen Einblick in den Verlauf des kaschubischen Gottesdienstes. Die Handhabung der kirchlichen Amtshandlungen wechselte zwar nach den Jahreszeiten und den örtlichen Verhältnissen. Aber im großen und ganzen kristallisiert sich für das 18. und 19. Jahrhundert doch folgende Form heraus: Der sonntägliche Gottesdienst wird zunächst in deutscher, dann in kaschubischer Sprache gehalten. Auf die Predigt folgt die Katechisation. Darauf legt man großes Gewicht. Kann sie sonntags aus irgendeinem Grunde nicht abgehalten werden, verschiebt sie der Pastor auf einen Wochentag. Einer Katechisationsprüfung mußten sich auch die Brautleute vor ihrer Hochzeit unterziehen. Sie durften nur heiraten, wenn sie die Prüfung bestanden. Dann schenkten sie dem Geistlichen ein Paar kaschubische Fausthandschuhe, bei dem schmalen Gehalt der Pastoren eine nette Nebeneinnahme, da diese die bunten Handschuhe weiter verkauften. Be-



Lauenburg, Efeuturm

Fot. Kruse

stand das Brautpaar die Prüfung nicht, mußte es noch ein Jahr warten.

Schon während des deutschen Gottesdienstes, der länger als heute dauerte, fanden sich die Kaschuben ein. Entweder setzten sie sich, wie ein Pastor klagt, im Dorfkrug „zum Geföß“ nieder, oder sie lagen auf dem Kirchhof im Graze und schwätzten so laut, daß man es in der Kirche hören konnte. Nach Beendigung des deutschen Gottesdienstes gingen die Kaschuben in die Kirche, und alles wiederholte sich noch einmal auf kaschubisch. Hatte der Pfarrer noch eine Filiale zu bedienen, so mußte er an einem Sonntag viermal predigen, zweimal deutsch und zweimal kaschubisch. So können wir verstehen, wenn die Pastoren über ihre „blutsauren kaschubischen Amtsverrichtungen“ Stein und Bein klagen.

Im 16. und 17. Jahrhundert hatte der Gottesdienst für die Gemeindeglieder noch länger gedauert. Damals besuchten Deutsche und Kaschuben gleichzeitig den Gottesdienst, und gleichzeitig sangen sie, wie wir bereits hörten, ihre deutschen und kaschubischen Kirchenlieder. Alle anderen gottesdienstlichen Handlungen, wie Liturgie, Predigt, Katechisation, Beichte und Abendmahl, hielt der Geistliche in beiden Sprachen nacheinander ab. Um 1590 hatte es einmal ein findiger Pastor aus der Stolper Synode fertiggebracht, den Gottesdienst dadurch abzukürzen, daß er deutsch und kaschubisch „durcheinander“ predigte. Aber da stieg ihm seine vorgesetzte Behörde gewaltig aufs Dach; er erhielt die strenge Anweisung, eine halbe Stunde deutsch und die andere kaschubisch zu predigen.

Als im Laufe des 19. Jahrhunderts das Kaschubische mehr und mehr ausstarb, fanden naturgemäß seltener Gottesdienste in kaschubischer Sprache statt. Zunächst

predigte der Pfarrer nur jeden zweiten Sonntag, dann alle paar Wochen und gegen Ende des 19. Jahrhunderts nur noch an hohen Feiertagen in der kaschubischen Sprache.

Die evangelischen Kaschuben Ostpommerns haben völlig freiwillig ihre Muttersprache aufgegeben. Von irgendwelchen Unterdrückungsversuchen der kaschubischen Sprache wissen unsere Akten nichts zu berichten. Wohl aber zeigen sie, wie die weltlichen und kirchlichen Behörden sich bemühten, diesem Volksplitter auf jede Weise die Muttersprache zu erhalten. Gewaltsame Germanisierungsbestrebungen lagen dem Deutschen nicht und liegen uns heute erst recht nicht!

E. DUDY:

De Backaben

De Backaben wir oft. Hei müßt nieg but warn. Grotvadder harr em eis sülwst makt, äwersten nu wir hei tau End.

Dei Buer bestellt den'n Muermann. Dei kümmt un rümt af un but up. Na ein poor Dag kümmt dei Buer mit sien kort Piep sülwst un kickt sik den'n niegen Aben an.

Hei wir so'n lustigen, so'n Spaßmaker, den'n dei Ilk immer achter Uhr fatt.

Dor kümmt jo uk Meister Spohn, dei Discher, dor achter an. Hei will em up'n Arm nähmen und röpt: „Du, Nawer, kast du nich mien Backaben utdälen?“

„Ja, ja“, röpt Meister Spohn un kümmt neger ranner. Hei kickt den'n Aben an un seggt noch eis: „Ja, ja!“

„Na, denn nähm man glieks Maat!“ seggt dei Buer und freugt sick, dat dat wedder 'n Heidenpaß giwt. „Un hier de Rundung, dei möt gaud utschnäden warn, un dei Bräd müßt du gaud glatt hubeln, dormit dat Süer ehr nicks anhemm kann!“

So räd dei Buer ümmer äben weg, un dei Discher nimmt Maat, hei halt sien Schriembauk ruter un schriwt dei Maaten in, räkent und segt taum Buern: „Dat ward 34,80 Mark kosten!“

„Na, mi ok nich tau väll!“ seggt dei Buer un dei Bestellung is makt, dei Muermann ist Tiig.

Dei Discher geht nah Hus, üm alles tau halen un will glieks anfangen; dei Buer un dei Muermann stahn un högen sik eis.

Na ne Tid kümmt Meister Spohn ok wedder trügg. Hei hett Bräd, Sag un Hammer bi sik.

Dei Buer is all rinnergahn, hei hett siene Nawers all vertellt, dat Spohn sienen Backaben dälen will. Dei stahn all hinner dei Schün, achter't Finster un gringen sik eis.

Spohn arbeit't as wild; dat will Abend warn. Nu weit't all dat halwe Döörp: „Spohn dält den'n Backaben ut!“ All lachens un freugen sik äwer den Spaß, blot dei Discher markt nicks.

In'n Döörpkraug müßt dei Buer awends einen up den'n Heidenpaß utgäwen, un dat ganze Döörp lachte äwer den'n dämlichen Discher.

Un'n anner'n Dag wir dei Däl farig. Dei Buer müßt dat Geld dorvör rutrücken, un ast Awend wür, gew dei Discher in'n Kraug einen ut, un dat ganze Döörp lachte wedder, awer nu äwer den'n Buern, den'n dei Discher doch anführt harr.

Beharrlich sparen
hilft stets weiter
dem Bauern, Kopf-
und Handarbeiter
Aus Groschen wird
vereinte Kraft
die Arbeit gibt und
Werte schafft

Randower
Kreissparkasse
in Stettin

Dat pommerische Fetthart

Ne lustige Geschicht' von Erik Dittmer

Wenn de olle Konrekteer Möller dörch sin Amt ok mid nah dat schöne Thüringer Land rin verslahn wir, denn so was hei in sinen Harten sin leiw' pommerisch Heimatland doch immer tru bliwen. Sei hadd sick 'ne Fru ut Pommern nahmen, un in sinem Hus' wör platt-dütsch snackt. Un denn wir noch ein't tau bemarken: Wenn de Fru Konrekteern jichtens künn, nehm sei sick 'ne Deinstdirn' ut Pommernland; irstens deswegen, wil



Auch das will gelernt sein! *Fot. Teschke*

de pommerische Dirns sick up de pommerische Räk ver-stünnen, worup de Herr Konrekteer grote Stücken hol-len deed, un denn, säd Fru Konrekteern, hadden de pom-merschen Dirns mihr Sittfleisch, indem sei sick nich alle vier Wochen 'ne nige Städ' söchten. — So hadd Fru Konrekteern denn ok mal vör Johren 'ne Rügenische Dirn' in ehr Hus upnahmen, en forsch Mäten von en Johrener siemuntwintig, blaagöögig as de wide Ostsee un hellhoorig as de Strand. Blot de Dirn' wir krank, — krank in binnelste Seel'. Ehr Leimster, en Handwar-ker, was ehr untru worden. Hadd woll 'ne anner Dirn' mihr in de Eh' mittaubringen as sei, — un so was dat taum Bruch kamen. Dat verlatene Dirning hadd enen stolten Sinn, as wi Pommern em all hewwen, wenn de annern dat ok Dickköppigkeit nennen. Un so hadd An-ning, denn so heit de Dirn', ehr Heimatland verlaten un was bi Konrekteers in Deinst treden. Anning was flitig un sauber, sei kakte un brad'te, dat de Herr Konrekteer immer rundlicher wör, bet em sin Piewdokter denn eines gauden Dag's doch tau 'ne „Entfettungskur“ raden deed. Un so keem denn dat ok. Herr un Fru Konrekteer

mihten nah so'n Entfettungsbad reisen. Dunn kemen den ollen Herrn Bedenken: „Un wo bliwen wi mit Anning?“ säd hei tau sine Fru. „Sall de arme Dirn' allein tau Hus sitten? Dat kän't wi ehr nich andauhn! Billicht kümmt sei wedder up trurige Gedanken as in de erste Tid; denn verlatene Leiw' sitt deip in'n Harten!“

„Red' un red“, säd Fru Konrekteern, „dat is all lang' her!“ Un as sei trügg reknen deed, stellte sick dat herut, dat Anning rund teihn Johr bi Konrekteers wir. „Dor hewwen wi't“, säd de Konrekteer, „teihn Johr! Un dat is woll duwvelten Grund, dat wi Anning 'ne besünnere Freud' maken. Nu pass' mal up, Fru! Dor warden doch jikt in dat leuwe dütsche Vadderland Rei-sen von ‚Kraft durch Freude‘ makt. Wo wir't, wenn wi Anning up Reisen schickten, dat sei nah teihn Johren mal wedder ehr leiw' Eiland in de Ostsee tau seihn kreeg. Vadder un Mudder hett sei tworst nich mihr, indessen hett sei dor noch ehr Schwester wahren, de sei bi de Gelegenheit besäuken kann. Un ick tru' dat un' Anning nich tau, dat sei in Angesicht von ehr Heimatland ‚an gebrochenem Herzen‘ starwen deiht!“ De Fru Kon-rekteern mök de Döör up un reep: „Anning, kam' doch mal en beten rin!“ De Herr Konrekteer geew sick enen Ruck, erhöw sick von dat Sofa, wo hei up sitten deed, un säd so recht ernst: „Anning! Du bist nu all teihn Johr bi uns! Wi hewwen äwer di nich tau klagen. Äwer wi sind de Meinung, dat di 'ne lütte Verännerung mal ganz gaud deed!“ Anning horkte up, — ehr stünnen de Tranen in de Oogen. Sei künn sick lang' keinen Versch dorup maken. Endlich äwer säd sei: „Fru Kon-rekteern, stöten S' mi nich ut den Hus!“ Dunn treed de Fru Konrekteern up ehr tau, wischte ehr de Tranen af un säd: „So is dat nich meint, Anning! Süh mal, wenn de Herr Konrekteer nu wegen sine Dickliwigkeit, de du em anfaudert hest, nah en oll dämlich Bad henn möt, denn kannst du doch nich allein hier bliwen. Un denn dacht' wi so, dat du wedder mal in din Heimat reisen süllst. Un kosten sall di dat rein gor nicks!“ Anning hadd wedder de Schört von ehr Oogen nahmen un dreihete verlegen an den Zippel. Vör ehr' Gedanken steegen de blage See un de witten Felsen von Stubbenkammer up, sei seehg wedder ehr lütt Heimatsdöör vör sick, dat Hus von ehre Öllern, wo nu ehr Schwester in wahnste. Man sei seehg ok de Städen, wo ehr Korl, den sei doch so leiw hadd hatt, mit ehr gahn wir. Un nahst hadd hei ehr verlaten. Sei wüfste nicks von em un wull ok nicks mihr von em weiten. Dat leeg all' achter ehr as en bösen Drom. Un nah 'ne Wil' säd sei: „Fru Konrekteern, wenn't nich anners geiht, denn möt ick woll!“ „Na, sühst du“, säd de Konrekteer, „dat is doch en vernünfftig Wurt!“

Un so reisten nah en poor Dag' Herr un Fru Kon-rekteer nah Süden, dat sei beiden ehr Fett ut Anning ehre pommerische Räk los wören, un Anning reiste nah Norden. —

Annings Schwester wull binah Doden upstahn laten, as in ehr lütt Hüsken 'ne staatsche, vörnehme Dam' intreden deed un ehr mit „Gau'n Dag ok, Minning!“ üm den Hals fallen deed; un wat was dat 'ne Freud', un wat wör nu vertellst, un de beiden Konrekteerslüd'

müßten jo wohre Engels wesen, dat sei Anning dat vääle Geld tau de Reij' geewt hadden un noch enen Hunnertmarkschin dortau. Un jovää! as Anning seihi künn, stünn dat Döörp jo noch up denföhlwigen Placken. Un de Schwester vertellte von de storwen Öllern un keem von't Hunnerste in't Dufendste. Un nah 'ne Stunn' säd sei: „Mein Gott, Anning, ick beww di jo noch nich uatt un nich drög anbaden!“ Un so wör denn Koffi kakt un nahst bi de Koffitassen wider vertellt. Keem de Red' ok up dit un dat, un worüm ok nich up Korlen? Anning was dat woll en Stich döörch dat Hart, äwer sei hadd lihrt, sick dorin tau finnen. Un ehr Schwester vertellte, dat Korl noch immer ahn Fru was. Um de hei damals hadd Anning verlaten, de hadd dat mit em grad' so makt un enen annern frigt. Korl wir en dägten Handwarksmeister worden, man 'ne eigene Warkstäd' hadd hei immer noch nich. Dor wör jo nu allenthalben siedelt, un nige Dörper wören bugt. Un as sei man hört hadd, wull Korl ok siedeln, man hei güng in swore Bedenken; woll dorüm, dat hei dat nich allein künn un dortau ok 'ne Fru hürte. Anning nehm all dit kruse Bertells in sick up un sünn doräwer nah. — Nah dat Koffidrinkent güngen de beiden Mätens döörch dat Döörp, dat sei de Gräwer von ehr Öllern up den Kirchhof besäuken wullen. Remen ok bi de Smäd' vörbi, wo de Oltgesell' grad' en Pierd beslahn deed. Un as sick de Oltgesell' nah de fine Dam' ümkiken deed, was em binah dat gläugnis Isen up den Faut fallen, so hadd hei sick verfiert. Un den ganzen Nahmiddag hett hei up dat Isen slahn, as wenn hei sin eigen Gedanken vör sick up den Amboß hadd.

De beiden Dirns seeten nahst wedder an dat Finster. De Sünn was unnergahn, un dat schummerte. Dunn kloppte dat lisen an de Dör. Un as Minning upmaken deed, stünn vör ehr — Korl! Sei keek em grot an, as wenn en Gespenst vör ehr stünn. Korl güng fasten Schritts in de Stuw un säd: „Leiw' Minning, lat uns allein!“ Ok Anning was von den Staubl upstahn, — wat wull Korl von ehr? Twischen ehr was doch allens

ut! Wull hei wedder olle Wunnen upriten, unner de sei teihn Johr' leden hedd? Sei wull ut de Döör gahu, man Korl hadd sei all an de Hand fat't un drückte sei isern fast. „Minning, gab' rut!“ säd nu ok Anning. Un Minning güng. Irst wull sei woll an de Döör horken, dunu äwer säd sei sick, dat dat woll unanständig wir. Un so güng sei in de Räk, dat Awendbrot tau besorgen.

De beiden in de Stuw hewwen lang' mitenanner red't, solang', dat Minning ehr Koffi binah wedder kolt wör. As sei dat nahst nich mihr uthollen künn un weder in de Stuw keem, stünn en leiwlich Bild vör ehre Oogen. Twei Leiwslüd' hadden sick wedder funnen. — Un dat wör den Awend noch 'ne stille, äwer faste Verlawung.

Nah en poor Dag' kreeg de Herr Konrekteer in sin Entfettungsbad enen Breif ut Rügen, vonn Mannshand schremen. De Schmiedemeister Korl W. bed' Herrn un Fru Konrekteer, sei süllen doch ehr Deinstmäten Anning ut den Deinst laten, wil hei sei as sine Siedlerfru brandnödigg brukte, un verlawt wiren sei all, un dat „Aufgebot“ wir all bestellt, un denn süllen de beiden ollen Herrschaften ok jo un jo tau Hochtid kamen; sei wör man still, äwer Anning bed' so recht von Harten dorüm!

Nah en poor Dag' kreeg Anning denn ok enen Breif von den Herrn Konrekteer. Klüing irst en beten kolt und hart, wat dorin stünn. Vonwegen einfach ut den Deinst lopen, un wo sei wedder 'ne pommersche Dirn' hernehmen süllen, un tau Hochtid kemen sei all gor nich; denn up de pommerschen Hochtiden güng ehr dat tau „fett“ tau, un dat deed sin Fethhart nich gaud. Sei wullen äwer Anning unner eine Bedingung frei gemen, un de wir:

Wenn Anning nich äwert Johr Herrn un Fru Konrekteern as Päten för enen jungen Siedler beden deed, denn müßte sei wedder in Deinst inrücken!

Na, unner disse Bedingungen, dücht mi, ward Anning denn woll för immer in ehr leiw' Heimatland bliewen känen — — — — —

HANS FRIEDRICH BLUNCK:

Heimweh zur See

Vorgrauer Wintermorgen. Ich stehe mit unausgeschlafenen Augen frierend und müde auf dem Bahnsteig der großen Hansestadt, um auf meinen Fernzug zu warten. Es ist noch sehr früh; alle Reisenden bewegen sich ein wenig verkrümmt, haben die Kragen hochgeschlagen, stampfen mit den Füßen, um sich warm zu halten, und blicken den aus nebliger Luft einfahrenden Lichtern entgegen. Donnernd brausen die großen Maschinen unter die Halle, nehmen einige Wartende mit, deren Reihe sich immer wieder füllt, und ziehen fauchend weiter. Und zwischen Frost und Warten fühlt man sich beschwingt, daß diese Wagen in Fernen rollen, deren Namen freundlich klingen, wartet man selbst auf das warme Abteil, das einen mitführen wird.

Hoch über den Gleisen an den klammen bräunlichen Glasscheiben der Halle schwebt ein Hängegerüst, auf dem zwei Fensterwäscher arbeiten. Ich werde auf sie

aufmerksam, weil man ihre Unterhaltung, ihnen selbst unbewußt, durch die tückische Krümmung der eisernen Träger in einem kleinen Raum des Bahnsteiges seltsam deutlich hören kann; immer wenn ich im Auf- und Ab-Schreiten vorüberkomme, fange ich einige ihrer Worte ab. Auf die Frau schilt der eine, die ihn zu früh weckte, — das kann ich heute wohl auch beklagen! Ich gehe verdrossen schmunzelnd bis zum Ende des Bahnsteigs, um, benommen vom blaßgrauen Licht und seinem unfreundlichen Blendens, wieder umzukehren. Der Schnellzug nach Köln überholt mich; die Bremsen dröhnen, er hält an, ein kurzes Gewimmel, Pfeifen, Zurufen, — langsam zieht er an, um auszufahren.

Jetzt bin ich wieder da, wo ich die beiden Arbeiter höre. Sie waschen ihre Tücher oben auf dem schwebenden Gerüst und blicken dabei dem ausfahrenden Zug nach.

„Möchtest nicht mitfahren?“ fragt der eine der beiden halblaut, aber deutlich hörbar.

„Wohin denn?“ Der Gefragte wischt sich mit dem Ärmel den Ruß aus dem Gesicht, den jede der unter ihm dahinbrausenden Lokomotiven nach oben bläst. — „Ach, was soll man da, wo die hinfahren. Ich möchte —“

„Ich möchte, — daß ich noch mal so hoch über einem Schiffsdeck säße, wie über diesen verwünschten Radkajüten.“

Jetzt blicke ich in das Gesicht der beiden und erkenne: arbeitslose Seeleute, die hier ihre Jahre mit Fensterwaschen verbringen.

„Weißt du, ich stell' mir oft vor, ich malte Planken statt Glas zu wischen.“ Der Sprecher seufzt, dann sieht er mißtrauisch zu mir hinüber, der ich gespannt aufschau. Er ist ein starker breittknochiger Mann, groß, blond, mit rotem Gesicht, von der Art eines Bootsmanns der „Hamburg-Süd“. Aber weil ich tue, als beschaute ich nur die grauen Kuppeln, plantscht er noch eine Weile weiter. „Weißt du, das ist das Gute bei dieser Arbeit; es schaukelt einem wenigstens unter den Füßen.“ Der Jüngere grinst, aber auch er scheint zuzugeben, daß die Arbeit in der Höhe ihm gefällt. Er sieht weniger seemannisch aus. hat braunes Haar, ist bläulich, aber vierschrötig, mit dickem Hals und kurzen starken Beinen. „Wo bist du zuletzt gefahren?“

„Immer auf Curacao zu, mit dem Dölschiff von Kolumbien. Och, Mensch, noch einmal bei den Meisjes in Willemstadt!“

„Halt dich lieber an die Hamburgerinnen“, mahnt der Jüngere. Und mit einem Blick nach unten: „Aber ich meine nicht die Pelzaffen unten auf dem Bahnsteig.“

Der andere schaukelt sich in den Hüften. „Sei bloß ruhig vom Bahnsteig, Mann, ich denke gerade an Willemstadt und fahr nach Kolumbien!“

Sie wringen die Wischlappen eifriger aus; der Schnellzug nach Basel fährt ein, bleibt schnaubend stehen und stampft wie ein Rosszug zur Halle hinaus. Es ist schön, diese unter der Halle donnernden Maschinen, diese blanken Wagen zu sehen; ich blicke prüfend die Schilder an, lese was alles sie versprechen, lese von Kassel — Frankfurt — Freiburg — Basel.

Aber so sehr es mich sonst angeht, heute fühle ich mich zerstreut. Ich gehe, während der Zug ein- und ausfährt, den Bahnsteig entlang und richte es so ein, daß ich die beiden Fensterwäscher gerade wieder höre. Sie haben eifrig gearbeitet, solange der Fernzug unter ihnen hielt, jetzt ist's wieder an der Zeit, die Ledertücher zu waschen. Das Wasser platscht in den Eimern, das Hängegerüst schaukelt leise hin und her. Aber das ist ihnen wohl alte Gewohnheit.

Ich seufze, ich möchte mehr von Willemstadt hören und von der Schiffsbrücke und von der schmalen Durchfahrt durch die Hängefelsen in den großen Binnenhafen. Aber jetzt haben die beiden das Gespräch gewerkselt.

„Hast gelesen, wo der Zug hinfährt?“

„Ja, wie weit kann das wohl sein?“

„Ich glaube, die fahren einen ganzen Tag.“

„Mensch, wenn du gesagt hättest vier Wochen!“

„Aber da bilden die Grashüpfer sich schon was drauf ein.“

„Vielleicht möchte ich doch mal mitfahren, du. Meine Frau ist von da unten gekommen; sie sagt —“

„Aber wenn du wählen könntest, ob über See oder mit den verwünschten Qualmkästen.“

„Jung, nun red' bloß nicht mehr.“

Der andere seufzt: „Ne, ich red' auch nicht mehr.“

Die beiden sind wieder an der Arbeit, schweigend, eifrig, als müßten sie die blinden Scheiben noch vom ersten Sonnenlicht aufbellen. In weitem Bogen fahren ihre Arme über das Glas.

„Weißt du, bei der ‚Alten Liebe‘ vorbei —“

„Hör auf, Mann!“

Ja, hör auf, Mann! Ich habe mich selbst fast verloren; mein Wagen fährt ein, der Gepäckträger winkt, ich stehe am Schwanz statt am Kopf des Zuges, wo ich hingehöre, und der Minutenzeiger rückt auf Fahrzeit.

Und dann tappe ich durch den Gang meines Wagens und fröstele, und mir war eben noch so warm. Ich möchte den Seeleuten zuhören und sehr vergrillt, daß mich der Zug ins Binnenland fährt — wohin doch? Ist's nicht gleichgültig? Ich lese am Koffer eines Mitreisenden die Namen großer Gasthöfe in großen Städten und finde die Namen alle lächerlich und wie kleine winzige Rußflecke zwischen grauem Land. Ach, und daß der Zug auch mich viele Stunden ins Land fährt, scheint mir so gleichgültig wie — nein, es ist Unsinn, aus dem Hochmut der Seefahrer zu reden. Aber noch einmal wieder auf den Planken liegen und Wochen vor sich haben, die die See sich unter einem wiegt! Und meinewegen Willemstadt und Trinidad — nur wieder See unter den Füßen!

Woher kommt's auf einmal: Heimweh hab' ich, Heimweh nach den Schiffen. Die beiden auf ihrer Planke haben mich krank gemacht.



In Jahrhundertelanger Arbeit fühner Baumeister entstand dieses Bollwerk deutscher Kultur: der Kölner Dom. Generationen von tolstätigen Männern förderten das Werk, das heute, festgefügt und gewaltig, als ein Wahrzeichen deutschen ringenden Schaffens dasteht.

Private schöpferische Initiative und Leistung fügten in der Arbeit von Generationen Stein auf Stein zum großen Bau der deutschen Privatversicherung. So wurde der Privatversicherungsschutz zu einem festen Rückhalt für den deutschen Volksgenossen im Privat- und Berufsleben. So geben wir der deutschen Wirtschaft und deren vorwärtstünder Technik den benötigten Versicherungsschutz. So dienen wir dem starken Staat durch Hergabe von Milliardenbeträgen an die deutsche Volkswirtschaft für Arbeitsbeschaffung und zur Mehrung deutschen Volksvermögens.

DIE DEUTSCHE PRIVATVERSICHERUNG.

Der Küster von Belling

Preisgekrönte Erzählung aus unserem Winterpreisausschreiben. 3. Preis

Ein Mann schritt mit eiligen, hastigen Schritten die breite Fahrstraße entlang, die von der Stadt Pasewalk gegen Norden nach dem Dorfe Belling führt. Der Mann war hochgewachsen und noch nicht vom Alter gebeugt, wennschon er mit seinen Jahren wohl dicht an die Sechzig herankam. In der rechten Hand führte er einen derben Knotenstock, mit dem er ein paarmal wie unwillig einen Hieb durch die Luft schlug. Die linke Hand hielt den Hut, den der Mann eben vom Kopfe genommen hatte; von dem eiligen Gang mochte ihm warm geworden sein, obwohl das Wetter an diesem Spätoktobertag schon recht kühl und unfreundlich war.

Allmählich brach die Dunkelheit herein. Von der nahen Ucker stiegen Nebelschwaden auf, dunsteten über die Straße hin und zogen weiter in westlicher Richtung zum Stolzenburger Moor. Johann Christian Bierwerth verhielt einen Augenblick seinen Schritt. Das Geläut einer Glocke klang an sein Ohr. „Das ist die Stolzenburger Glocke“, dachte er bei sich. „Aber wer weiß“, ging es ihm weiter durch den Sinn, „vielleicht ist es auch die versunkene Glocke aus dem Moor.“ Ihm war die alte Sage eingefallen von der Glocke, die vor langen Jahren im tiefen Moor versunken sein soll, und die nun ihr Geläut ertönen läßt, wenn Hungersnot, Pest oder Krieg bevorstehen. „Wollen sehen“, sagte er mit einem Male laut, „vielleicht leuchtet auch der schwedische Goldschatz im Moor!“ Dann aber schüttelte er, lächelnd über die Spinnstubenerinnerungen aus seiner Jugendzeit, den Kopf und ging eiliger als zuvor weiter, als ob er die versäumten Schritte wieder nachholen wollte. Nach einer Weile hörte er Pferdegetrappel und Räderrollen hinter sich. Bald war das Fuhrwerk herangekommen und hielt bei ihm an. „He, seid Ihr es denn wirklich, Küster Bierwerth?“ scholl es ihm vom Wagensitz entgegen. „Ja, Voosmann, ich bin es!“ erwiderte der Küster und kletterte auf den Wagen. „Warum habt Ihr in Pasewalk nicht auf mich gewartet“, fragte der andere wieder, „Ihr wolltet doch mit mir zurückfahren?“ Küster Bierwerth stieß statt aller Antwort einen Laut aus, der eher ein Stöhnen als ein Fluch war, und erst nach einigem Schweigen kam es gepreßt aus seinem Munde: „Voosmann, ich konnte die Schande nicht mehr mit ansehen, darum machte ich mich allein auf den Weg, als ich Euch nicht gleich fand. Ich wußte ja“, fügte er hinzu, „daß Ihr mich bald einholen würdet.“

Beide schwiegen eine Weile. Plötzlich deutete Daniel Voosmann mit der Peitsche nach hinten auf den Wagen, auf dem ein paar Bund Stroh lagen, und sagte: „Ich bringe einen mit.“ Der Küster, der schon wieder in Grübeln versunken war, fuhr auf und sagte: „Was bringt Ihr mit?“ Daniel Voosmann wurde der Antwort enthoben. Aus dem Stroh des Wagenkastens rappelte sich ein Mann heraus und setzte sich aufrecht hin, den Rücken an die Seitenwand gelehnt. Sein Oberkörper stak in einem verschmutzten und zerfetzten Uniformrock; der linke Arm hing in einer Binde, und die Hand war

dick mit Verbandzeug umwickelt. Es war ein Korporal aus der Brigade Hagen, die heute früh, dem schmachlichen Beispiel Hohenlohes von Prenzlau folgend, vor einer schwachen französischen Kavalleriebrigade in Pasewalk kapituliert hatte.

„Mann, Mann“, sagte der Küster zu seinem Sitznachbarn, „Ihr treibt ein gefährliches Handwerk. — Aber es ist schon recht“, fügte er hinzu, als der andere sich am Kopf kratzte und in unsicherem Tone ein paar unverständliche Laute brummte. „Er ist blessiert?“ Daniel Voosmann nickte. „Dann werde ich ihn in Pflege nehmen“, sagte der Küster. „Ihr wißt, meine Frau versteht etwas von solchen Sachen.“

Die Umrisse der ersten Häuser von Belling tauchten auf. Vor dem Küsterhause hielt der Wagen. Küster Bierwerth half dem Soldaten, der kein Wort sprach, beim Absteigen. Dann reichte er Daniel Voosmann die Hand, und das Gefährt rollte weiter. Inzwischen waren des Küsters Frau und Tochter aus dem Hause getreten. Er begrüßte sie kurz und sagte zur Frau: „Sophie, ich habe einen Gast mitgebracht. Sieh nach seiner blessierten Hand und such ihm dann einen alten Rock von mir hervor, und gib ihm auch zu essen, er ist hungrig. Ich will derweil noch schnell zum Herrn Pastor.“

Kurze Zeit später klopfte der Küster an die Tür des Pfarrhauses. Der Pastor machte ihm selbst die Tür auf. „Was bringt Ihr noch so spät?“ rief er dem Eintretenden entgegen und schüttelte ihm kräftig die Hand. Damit führte er ihn in die Studierstube und nötigte ihn auf einen Stuhl, steckte sich ruhig die lange Pfeife an, die ausgegangen war, und setzte sich dann dem Küster gegenüber. „Was gibt es Neues in Pasewalk?“

„Ein Unglück, Herr Pastor, ein schlimmes Unglück“, stieß der Küster hervor. „Ihr meint die Bataille von Jena?“ fragte der Pastor und sprach weiter, ohne auf eine Antwort zu warten: „Gewiß, das ist ein Unglück. Aber bedenkt, der Alte Fritz hat auch Schlachten verloren; es mag sich noch alles zum Guten wenden.“ — „Nein, Herr Pastor, es hat sich allbereits zum Schlimmen gewendet“, entgegnete der Küster; dann erzählte er, was er in Pasewalk gehört hatte: Daß der Fürst Hohenlohe gestern mit seinen Truppen in Prenzlau kapituliert hatte, und daß das ganze preussische Heer aufgelöst und vernichtet und der Krieg nun wohl schon verloren sei. Und dann berichtete er, was er mit eigenen Augen heute in Pasewalk gesehen hatte an Schmach und an Schande. „Herr Pastor, ja, der Alte Fritz hat wohl auch Bataillen verloren, aber“ — und der Küster schlug die Hand gegen die Brust — „das hier, Herr Pastor, das hat er nie verloren!“

„Es ist eine Prüfung von unserem Herrgott, mein lieber Bierwerth, und wir müssen sie in Geduld tragen, wenn wir auch nicht wissen, warum er sie uns schickt!“

„Herr Pastor, der Herrgott steht immer den Mutigen bei“, erwiderte der Küster und stand auf; „das hat mein Vater selig mir immer gesagt, der doch unter dem

Alten Fritzen dabei war; von den Geduldigen, sagte mein Vater immer, will der Herrgott nicht viel wissen!“

„Nun, nun“, befänstigte der Pastor, „Ihr seid erregt, mein lieber Bierwerth. Seht und legt Euch zur Ruhe.“ Und seufzend setzte er hinzu: „Der Herrgott gebe unserm armen Lande den Frieden!“

„Amen, Herr Pastor“, — der Rüstler wandte sich im Sehen noch einmal um, „aber erst müssen die Franzosen heraus sein!“

*

Unruhige Tage gingen über das Dorf hin. Zwar ließen sich zunächst noch keine Franzosen aus dem nahen Pasewalk sehen, aber Dorfbewohner, die die Neugier in die Stadt getrieben hatte, brachten die Erklärung für dieses Verhalten zurück: Die Franzosen waren zum großen Teil schleunig nach Stettin weitergezogen, und der übrige Teil befürchtete einen Angriff der Reste der preußischen Armee, die unter einem General namens Blücher ganz in der Nähe sein mußten. Aber Senaues war nicht in Erfahrung zu bringen. Bald hieß es, Blücher werde über Pasewalk nach Stettin vorrücken, bald hörte man, er sei bereits nach Nordwesten ins Mecklenburgische abgezogen.

Da tauchten — es war am Nachmittag des 7. November 1806 — zehn französische Reiter in Belling auf. Die Männer des Dorfes liefen an der Kirche zusammen und wußten nicht recht, was zu tun sei. Rüstler Bierwerth, auf dessen Wort sie alle viel gaben, war nicht unter ihnen. Da trat der Pastor zu ihnen und vermahnte sie zur Ruhe. Es sei zwecklos, so sagte er, sich gegen die Übermacht des Franzosenheeres aufzulehnen.

Indes begannen die Franzosen mit der Requisition. Sie belegten einen Wagen mit Beschlag und luden ihn voll mit Lebensmitteln, die in Pasewalk schon sehr knapp geworden waren. Die verängstigten Frauen mußten Schinken und Speckseiten, Brot und Butter und Eier herausrücken und bekamen nicht einmal einen Dank dafür zu hören, wurden sowieso auch nicht klug aus dem Rauderwelsch, das die fremden Soldaten sprachen.

Rüstler Bierwerth hatte kaum die Ankunft der Soldaten vernommen, als er eilends seinen Korporal, dessen verwundete Hand noch immer stark eiterte, für alle Fälle in der Scheune des Nachbarn in Sicherheit brachte. Dann sah er mit Christian Schünemann, dem Bräutigam seiner Tochter, zusammen in der Stube am Tisch. Christian war von der ängstlichen Rüstlerfrau, die den Jahzorn ihres Mannes wohl kannte, schnell herbeigeht worden, damit er auf den Alten achtgäbe. Auch er hatte noch kein Wort gesprochen, seit er beim Eintritt des Rüstlers Gesicht gesehen hatte.

Die Franzosen hatten den Wagen vollgepackt und schickten sich zur Abfahrt an. Da fiel dem Anführer des Trupps das hübsche Mädchen ein, das er vorhin gesehen hatte; er bedeutete seinen Leuten, ein Weibchen auf ihn zu warten, und ging ins Dorf zurück.

Plötzlich hörten der Rüstler und sein Schwiegersohn einen Schrei. Sie stürzten durch die Küche auf den Hof. Die Tür zum Schuppen stand halb offen. Im nächsten Augenblick hatte Christian Schünemann seine weinende Braut aus den Armen des Franzosen gerissen. Der drückte sich aus der Tür — und stand vor dem Rüstler.

Der Rüstler hatte sich zwar auch nicht mehr Zeit gelassen als Christian. Aber er hatte unterwegs die Axt

mitgenommen, die auf dem Hof hinter der Küche im Haukloß gesteckt hatte.

Als der Franzose den Alten mit der Axt vor sich sah, riß er den Säbel aus der Scheide. Doch zum Hieb war es zu spät; vor dem Schlag mit der Axt konnte er den Säbel nur noch zur Parade hochreißen.

Im nächsten Augenblick fiel der Säbel klirrend zu Boden, und der Welsche sank in die Knie. Da stürzte Christian aus dem Schuppen und entwand dem Rüstler die Axt, mit der er schon zum zweiten Schläge ausholte. Der Franzose raffte sich auf, lief taumelnd ein paar Schritte und brach dann mitten auf der Straße angesichts der am Dorfsende haltenden Reiter zusammen.

Sofort liefen diese hinzu. Der Rüstler stand noch wie erstarrt an derselben Stelle, an der er den Welschen niedergeschlagen hatte. „Rettet Euch, Vater!“ schrie Christian und zog ihn fort. Wenige Sekunden später drangen die Franzosen in das Haus ein, während der Rüstler bereits die schützenden Höhen von Belling erreicht hatte, die unmittelbar hinter dem Haus lagen.

*

Die Dämmerung brach schon herein, als Rüstler Bierwerth beim Nachbardorf Dargitz anlangte. Er schlug einen Bogen um das Dorf, da er dachte, die Franzosen könnten es nach ihm durchsuchen, und wandte sich weiter nach Südwesten hin. Am Schloßberg wußte er ein Versteck für die Nacht.

Aus der Nähe tönte Glockengeläut. Sollte er schon zu weit nach Süden geraten sein? Es war doch die Stolzenburger Glocke, die er hörte. Da sah er zur rechten Hand ein Licht; auf das ging er zu. Nach einer Weile spürte er, wie der Boden unter seinen Füßen nachgab. Hastig machte er ein paar Sprünge vorwärts; er mußte doch gleich am Berg sein. Wieder sah er das Licht. „Der Goldschatz aus dem Moor leuchtet“, fuhr es ihm durch den Sinn. Beim nächsten Schritt sank er bis an die Knie in den Sumpf. Er warf sich vornüber und griff mit den Händen den Boden ab; nirgends faßte er eine feste Stelle.

Das Moor ließ ihn nicht mehr los. Stöhnend tastete der Rüstler mit den Händen um sich. Da vernahm er wieder den Glockenton. „Es ist die Glocke aus dem Moor“, sagte er vor sich hin; „sie läutet meinen Tod ein.“

Da sprach Johann Christian Bierwerth sein letztes Gebet. „Vater unser, der du bist im Himmel . . .“ Schon reichte ihm das kalte Moorwasser bis an die Brust. „Dein Reich komme . . .“ Die Glocke aus dem Moor läutete immer noch. Er spürte schon die Feuchtigkeitsam Munde, als er schloß: „ . . . und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit . . .“ Das Amen war nur noch ein Gurgeln, ein erstickender Schrei . . .

Zur selben Zeit fuhren neun französische Reiter mit einem Wagen langsam in Pasewalk ein. Auf dem Wagen lag ein Sterbender.

Eine billige Bibliothek

können Sie sich anschaffen, wenn Sie neue Leser für „Das Bollwerk“ werben.

Auskunft erteilt die Vertriebsabteilung, Stettin, Breite Straße 51.

Pommersche Heimkunst der Gegenwart

Das Stralsundische Museum begibt sich mit der Ausstellung „Pommersche Heimkunst der Gegenwart“, der ersten Ausstellung dieser Art überhaupt, die am 12. April eröffnet wurde, auf den Weg der Pionierarbeit.

Diese Ausstellung wird zur Rundgebung von unerhörter Wucht für jene naturverbundene und bodenwüchsige Volkskunst, wie das kulturfrohe Süddeutschland sie nicht materialreicher und stoffgerechter herausbringen kann. — Wir hören das Meer rauschen. Durch kleine Fenster unter dem Rohrdach hindurch fällt Licht in die Fischerstube auf große schwere Hände. Sie ertasten am Webstuhl eine Ornamentik, die aus dem Blute dieser Menschen blüht. Da fängt die Umwelt des pommerschen Fischers an zu leben. Wellen, Fische, Möwen und Anker sind verwoben in einer Lebendigkeit, welche dem Ornament durch diese groben Hände aus der Landschaft, aus dem Meer, dem harten Werktag immer wieder frisch zufließt. Hier ist nichts von toter, ästhetisierender Stilmache. Es wird in Formen und Farben die Welt, die kleine, schöne Welt gefeiert, wie Generationen sie unbewußt horchend erlebten: Heimat.

Kann man das ausstellen? Die Stralsunder Ausstellung, die am 5. Mai endigt, ist ein Beweis für die Möglichkeit. Es steht heute schon fest, daß sie ihren Marsch von Stralsund aus durch ganz Pommern antritt. Ich glaube, man wird sie auch über die Grenze holen. — Da sind die berühmten pommerschen Fischerteppiche aus Freest, die Usedom-Wolliner Flachweberei, Keramik, Ledersachen, die Stück für Stück Musterbeispiele materialgerechten Schaffens sind, da sind Passaner Möbel, pommersches Spielzeug, Holzschnitzarbeiten, da ist einfach eine Atmosphäre, die „Pommern“ heißt und die alles, was an kümmerlichen Vorstellungen in großen Teilen des deutschen Vaterlandes mit dem Begriff „Pommern“ immer noch verbunden ist, gütig lächelnd verzeiht. Sie kann das, diese Atmosphäre ist groß und gut, aus ihr wird keiner hinausgehen ohne das Gefühl, daß der weite Raum auf der Landkarte zwischen Stralsund und Danzig ruhig und tief atmet. Der Raum lebt, deutsche Volkskunst blüht in ihm. Es ist gewachsener Boden, aus dem die Stralsunder Ausstellung „Pommersche Heimkunst der Gegenwart“ ihr Leben schöpft. W. M.

Pommern in aller Welt

Im Laufe der letzten 100 Jahre, vornehmlich aber in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, sind viele Tausende unserer pommerschen Landsleute in alle Länder der Erde ausgewandert. In harter Arbeit und oft unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen haben sie sich und ihren Nachkommen eine neue Lebensmöglichkeit geschaffen. Sie haben auch kein Opfer gescheut, um ihren Kindern deutsche Schulbildung zu ermöglichen und hielten fest an deutscher Sprache und deutscher Sitte.

Mit diesen ausgewanderten Volksgenossen will der Landesverband Pommern des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland Verbindung aufnehmen und durch Rundbriefe und durch die Vermittlung von Zeitungen und Zeitschriften die Beziehungen zur alten Heimat festigen und vertiefen. Sie sollen wieder stolz sein können auf ihr Mutterland, das aus Zerrissenheit und Schmach als ein geeintes und ehrliebendes Volk auferstanden ist. Zugleich sollen sie aber auch wissen, daß ihre Heimat- und Volksgenossen treu zu ihnen stehen und über Grenzen und Meere hinweg ihre Verbundenheit mit ihnen bezeugen wollen.

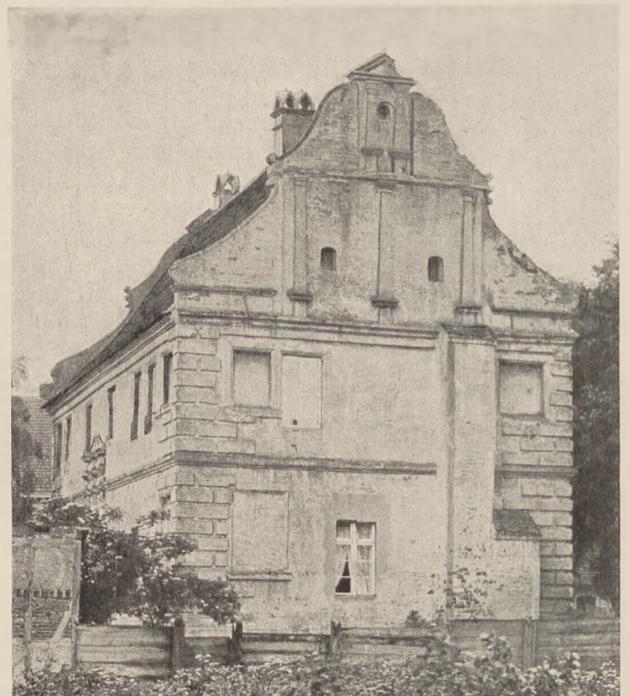
Zur Erfüllung unserer Aufgabe bitten wir alle unsere Landsleute in der Heimat um ihre Beihilfe: nennt uns die Namen und Adressen von ausgewanderten pommerschen Verwandten und Bekannten. Erwünscht sind auch Angaben über die Gründe, die zur Auswanderung führten und eine Mitteilung darüber, ob die Ausgewanderten oder ihre Nach-

kommen noch in Verbindung mit der alten Heimat stehen. Zuschriften sind zu richten an den Landesverband Pommern des VDA, Stettin, Falkenwalder Str. 148.

Das Altdammer Fürstenhaus

Wie ein Phönix aus der Asche — kann man wohl sagen — ist das Fürstenhaus in Altdamm in den letzten Monaten seinem bedrohlichen Verfall entfliegen. Ohne das Eingreifen der Denkmalspflege wäre das stattliche alte Haus, das neben der spätgotischen Pfarrkirche der einzige in Altdamm erhaltene Rest aus alter Zeit ist, dem Abbruch verfallen gewesen. Es war allerdings so unansehnlich geworden, so verbaut, verdorben und verfallen, daß es nicht leicht war, unter seinem Aschenpuddekleide die alte Schönheit zu erkennen. Außerdem sorgte eine hohe Backsteinmauer dafür, daß sein trauriges Aussehen den Blicken Neugieriger größtenteils entzogen blieb.

Jetzt kann das alte Haus sich wieder ungeheuer und stolz zeigen. Sein baulicher Bestand ist gesichert, das Dach ist neu gedeckt, die Fassaden sind frisch abgeputzt. Eine Anzahl störender häßlicher Anbauten wurde beseitigt. Das Innere wird zur Zeit für die Verwendung als Gemeindehaus völlig neu hergerichtet, wobei mit Glück die ursprüngliche Fensterfolge, die durch spätere Schließungen und Durchbrüche arg entstellt gewesen war, in ihrer Zweckmäßigkeit bereits wiederhergestellt werden konnte. Unter dem behaglichen Schwung der großen Giebelbaldachine steht es nun frisch und sauber da, das alte Jagdhaus der letzten Greifenbergsjäger, die sich hier an der Stelle eines abgebrannten mittelalterlichen Schlosses um 1600 ihr neues Jagdlokal bauten. Trotz seiner verhältnismäßig bescheidenen Aufmachung ist es ein bezeichnender Bau des deutschen Frühbarock: noch ganz renaissancemäßig in der Blockhaftigkeit des Baukörpers, aber schon auf neuen Wegen wandelnd in einzelnen Teilen der Baubekoration, wie an den Giebeln oder bei dem reich verkröpften schweren Schmuckgesims über dem Portal. Diesen frühen hoffnungsvollen Beispielen barocker Ausdrucksweise in Deutschland, wie das Fürstenhaus eins ist, war aber, wie man weiß, kein fröhliches Wachstum be-



Das Fürstenhaus zu Altdamm vor

schieden, denn der große Krieg brach vernichtend über diese Kunst herein; als er zu Ende gegangen war, war das Weltbild Mitteleuropas, auch in den Rünsten, verwandelt und zu neuem Anfang bestimmt. So erscheint uns das Fürstehaus, gemessen an etwa eigentlichen Barockschlössern des späten 17. oder gar 18. Jahrhunderts, alttümlich und derb. Aber wir freuen uns heute gern dieser stämmigen pommerischen Robustheit, die so gar nichts Höfisches und Galantes an sich hat. Einer der wenigen erhaltenen Zeugen einer lebensstarken Zeit ist uns erhalten geblieben und in alter charaktervoller Schönheit wieder auferstanden.

Die Wiederherstellung, zu der Staat und Provinz namhafte Beihilfen leisteten, erfolgte auf Anregung und unter Oberaufsicht der Pommerischen Denkmalspflege. Wertvolle Vorarbeit bei der Planung leistete die Höhere Staatslehranstalt für Hoch- und Tiefbau (Klasse Studienrat Wibbelmann); die endgültigen Pläne bearbeitete Regierungsbaumeister Bromby, der auch die Bauleitung innehatte.

G. P.

Stadttheater Stettin

Im Schauspiel überwiegen im Monat Mai Stücke mit mehr oder weniger zeitgebundenen Stoffen moderner Autoren vom ernststen Schauspiel wie „Hungermarsch der Veteranen“ bis zur schwankhaften Komödie „Krach im Hinterhaus“. Beginnen wir in unserem Überblick mit Bethges „Hungermarsch der Veteranen“, einem Stück, in dem ein Frontsoldat, angeregt durch die Hungerdemonstration amerikanischer Kriegsveteranen vor dem Weißen Haus in Washington im Jahre 1932, das Schicksal von Frontsoldaten im historischen Rahmen der napoleonischen Kriege mit packender dramatischer Wucht gestaltet hat. Daß dieses Frontsoldatenschicksal zur Forderung an die Nachwelt wird, daß dieses Schicksal ein neues Ethos erzeuge, ist der letzte Wert dieses Stückes. Die Komödie ist mit dem äußerst beliebten volkstümlich-komischen Lustspiel „Krach im Hinterhaus“ von Maximilian Böttcher vertreten, in dem sich ein mit ungeheurer Treffsicherheit begabter, echt Berliner Mutterwitz innerhalb einer äußerst amüsanten und bunt bewegten Handlung tummelt, sowie durch „Susanna oder der Menschenschußverein“ von Robert Walter, einem Stück dieser Gattung, das sich allerdings in seiner starken dichterischen Eigenart grundsätzlich



und nach der Instandsetzung

von allen Tageserzeugnissen unterscheidet. Diese Komödie schöpft ihren Humor aus einer sehr hintergründigen Betrachtung der Menschen, die der Bühne eine Reihe komisch-ernster Gestalten schenkt, die hier, jeder in seinen eigenen Ideen befangen, aufeinander losgelassen werden. Daß trotz aller lustspielhaften Überzeichnung der Schwächen und Eigenarten dieser Typen immer das wehmütig-verstehende Lächeln des Dichters fühlbar wird, gibt dieser Komödie ihren besonderen Reiz. Das Stück geht nach seiner beachtenswerten Uraufführung am Nationaltheater Mannheim in dieser Spielzeit noch über verschiedene Bühnen des Reiches, seiner

Unser neuer, spannender Roman

Die Fischer von Jarsholm

von Waldemar Augustiny beginnt im Juniheft!

Ein wuchtiger Roman vom einfachen und wortkargen Leben an der See, von harter, leidenschaftlicher Kraft!

ausgeprägten niederdeutschen Eigenart wegen dürfte seine Stettiner Aufführung besonders zu begrüßen sein.

Als wesentlichstes Werk des Opernspielplans seien Richard Wagners „Meistersinger von Nürnberg“ genannt, das, von Intendant Siems in Szene gesetzt, unter der musikalischen Leitung von Musikdirektor Lengstorf in ganz großem Rahmen zur Aufführung gelangt. Die Spieloper ist mit Donizettis reizender Oper „Die Regimentstochter“ vertreten, die in ihrer scharmanten, elegant volkstümlichen und einfallreichen Melodik immer wieder entzückt. Dieses Werk wird hier in einer neuen Bearbeitung (von Frank und Platen) aufgeführt, die diese Oper noch entschiedener reizvoller gestaltet.

Die Operette „Eine Nacht in Venedig“ gehört durch den Reichtum und die Schönheit ihrer Melodien zu den schönsten Werken von Johann Strauß und bildet zusammen mit Jones „Weißha“, ebenfalls einem „Standard“-Werk, einen Operettenspielplan von künstlerischem Wert.

Landesuniversität Greifswald

Am 1. April 1935 hat in Greifswald das Sommersemester begonnen. Der Reichswissenschaftsminister hat als neuen Rektor den von Berlin kommenden Prof. Dr. Reschke bestimmt. Og Prof. Dr. Reschke war bis zu seiner Berufung als Direktor der chirurgischen Klinik in Greifswald Chefarzt des Bethanien-Krankenhauses in Berlin. Am 17. April stellte sich der Rektor in einer kurzen Feier den Hoheitsträgern der NSDAP, den Behörden der Provinz und der Stadt sowie den Angehörigen der Universität vor. Die Bestimmung des Parteigenossen Prof. Dr. Reschke zum Rektor ist in Greifswald sehr begrüßt worden, da er der Greifswalder Bevölkerung sowie den Angehörigen der Universität durch seine frühere Tätigkeit als Oberarzt der chirurgischen Klinik in Greifswald schon gut bekannt war. Am Abend des 17. April hatte der neue Rektor zu einem Bierabend eingeladen, an dem weite Kreise der Bürgerschaft, alle Stände der Universität sowie der Studentenschaft teilgenommen hatten, ein Zeichen für die Verbundenheit der Universität mit der Greifswalder Bevölkerung.

BLICK IN DEN OSTEN

Um die polnisch-litauische Annäherung

Schon vor einiger Zeit wurde in der litauischen Presse behauptet, daß von polnischer Seite demnächst ein Annäherungsversuch an Litauen erfolgen würde. Es wurde damals auf einen angeblich von Marschall Piłsudski selbst entworfenen Plan hingedeutet, der die Art der Annäherung bezeichnen sollte, ohne daß man indessen damals Näheres zu sagen wußte. Jetzt kommen nun litauische Blätter nochmals auf diesen Plan zurück und behaupten, daß Polen bereit sei, Litauen einige Zugeständnisse zu machen. Nach dieser Darstellung soll Polen sogar bereit sein, im Fall eines Ausgleichs mit Litauen die viel umstrittene Wilna-Frage als „noch ungeklärt“ zu betrachten. Wie in Rowno verlautet, erwartet man jetzt in den maßgebenden litauischen Kreisen mit Spannung ein konkretes Angebot von polnischer Seite. Man wird diese litauischen Presseäußerungen vorläufig wohl mit Vorsicht aufnehmen müssen, besonders soweit sie die Wilna-Frage betreffen.

Das Deutschtum in Polen in Stadt und Land

Innerhalb des Deutschtums in Polen überwiegt die bäuerliche Schicht die städtische in hohem Maße. Nach den statistischen Angaben von 1921 sind mehr als 75 Prozent der deutschen Bevölkerung Polens Bauern, während etwa 26 Prozent in den Städten leben. Dies betrifft jedoch nicht alle Wojewodschaften Polens. In der Wojewodschaft Schlesiens beispielsweise ist das Deutschtum überwiegend städtisch, da hier die Arbeiteriedlungen des Industriegebiets und größere Städte wie Kattowitz und Königshütte liegen. In den anderen Westgebieten Polens überwiegt unter den Deutschen das Bauerntum, weil die deutsche Stadtbevölkerung hier durch Abwanderung viel mehr verloren hat als die ländliche. In Kongreßpolen ist der Charakter des Deutschtums stark bäuerlich. Andererseits befinden sich hier aber auch wieder in mehreren Städten große deutsche Gemeinden, vor allem in Warschau und Lodz. In Galizien machen die Bauern unter den Deutschen etwa ein Fünftel aus, während in Wolhynien nur etwa 4 Prozent des Deutschtums in den Städten leben.

Wie Beck den Völkerbund sieht

Der Vertreter des Krakauer „Ilustrowany Kurjer Codzienny“ hat auf der Fahrt nach Genf vom Außenminister Beck ein Interview erhalten, das von dem Blatt jetzt veröffentlicht wird. Die Ausführungen Becks sind um so bemerkenswerter, als sie sicherlich auf seine Rede vor dem Völkerbundsrat vorbereiten sollten. Der Minister führte aus: „Was die Rolle des Völkerbundes anbetrifft, mit welcher Einrichtung viele den Begriff Krieg oder Frieden verbinden, muß ich vor allem feststellen, daß ich erstaunt bin, wie oberflächlich und leichtsin man über so wesentliche Dinge spricht. Als ich im März 1933 aus Warschau, das man früher sehr oft nicht als Friedensfaktor ansehen wollte, nach Genf kam, das man wiederum als das Königreich des Friedens ansah, mußte ich mit Erstaunen die Tatsache feststellen, daß in Genf alle Pazifisten vom Krieg sprachen, während meine Ministerkollegen ihre Bemühungen ausschließlich auf das Gebiet der Friedensarbeit richteten. Die Gerechtigkeit mancher europäischer Staatsmänner und die Ruhe meiner Warschauer Kollegen bildeten einen auffallenden Gegensatz. Einem der bekanntesten Pazifisten sagte ich damals im Laufe der Unterhaltung, daß ich den Eindruck hätte, als wenn er mich zum Glauben an die Unvermeidlichkeit eines Krieges bekehren wollte, den zu führen ich gar keine Lust hätte.“ Auf die angeschnittene Frage der Krise der internationalen Instanzen eingehend, sagte Beck: „Man spricht heute sehr schnell von einer Krise der internationalen Institutionen und zwar aller. Es muß aber festgestellt werden, daß das, was das Kapital der politischen Stabilisierung in den internationalen Beziehungen bildet, sich 1. aus dem

Stand der internationalen Beziehungen zusammensetzt, die eine Rückversicherung der unmittelbaren Beziehungen bilden. Es läßt sich keine endgültige allgemeine Stabilisierung ohne eine Stabilisierung der gegenseitigen (zweiseitigen) Verhältnisse herbeiführen.“ Schließlich jagte Beck, daß er annehmen müsse, daß ebenso wie der Prozeß der Desorganisation der internationalen Beziehungen lange gedauert habe, auch mit deren baldiger Wiederherstellung nicht zu rechnen sei. Er sei der Meinung, daß die beste Lösung eine Besserung aller zweiseitigen Beziehungen und eine stufenweise Organisation geographischer und politischer Komplexe wäre. Sofern es sich um Organisationen auf breiterer Grundlage handelt, würde es schon ein großer Schritt vorwärts sein, wenn man sie nicht weiter desorganisiert.

Der neue Memelgouverneur hat sein Amt angetreten

Der neue Gouverneur von Memel, Kurkuskas, ist in Memel eingetroffen und hat gleich sein Amt angetreten. Nach einer Begrüßung des Gouverneurs auf dem Bahnhof durch die Spitzen der zivilen und militärischen Behörden, an der auch eine Abteilung des litauischen Schützenverbandes teilnahm, fand dann in den Amtsräumen des Gouverneurs die Vorstellung der Mitglieder des Direktoriums, der Berufskonsuln, der Ehrenkonsuln und der Leiter der Zivilbehörden des Memelgebiets statt.

Die Kassationsklagen im Memelländerprozeß

Nachdem fast alle im Memelländerprozeß Verurteilten Kassationsklagen gegen das Urteil des Kriegsgerichts beim Obersten Tribunal eingereicht haben, ist es nunmehr möglich, daß diese übergeordnete Instanz entweder das Verfahren dem Kriegsgericht zur nochmaligen Durchsicht überweist oder von sich aus Korrekturen im Urteil vornimmt. Aus unterrichteten Rownoer Kreisen verlautet, daß für eine nochmalige Prozeßverhandlung vor dem Kriegsgericht wenig Aussicht besteht. Die Verurteilten sind bereits vor einigen Tagen aus dem Rownoer Gefängnis in die Gefängnisse in Schaulen, Mariampol und Ukmerge gebracht worden.

Moskauer Darstellung der Ergebnisse von Stresa

Die Telegraphenagentur der Sowjetunion veröffentlicht folgenden Bericht ihres Sonderberichterstatters in Stresa über die Ergebnisse der Konferenz: „Die Bilanz der Arbeit der in Stresa vertretenen drei Mächte stellt sich folgendermaßen dar: in der Frage des französischen Protestes an den Völkerbund, betreffend das deutsche Wehrgesetz, hat offenbar eine Diskussion platonischer Art stattgefunden, ohne daß eine Resolution zur Verurteilung Deutschlands gefaßt wurde. Hinsichtlich der österreichischen Frage ist beschlossen worden, eine Sonderkonferenz in Rom einzuberufen, zu der Deutschland, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Italien, Jugoslawien, Rumänien und Frankreich eingeladen werden sollen. Nach der hier vorherrschenden Meinung wird diese Konferenz kaum eine große praktische Bedeutung haben, schon angesichts ihrer Zusammensetzung. Wesentlich ist, daß es offenbar Frankreich und Italien gelungen ist, von England Aktionsfreiheit in der österreichischen Frage zu erlangen. Schon jetzt zeichnen sich die Konturen derjenigen Pakte ab, die zwischen Frankreich, Italien und den Ländern der Kleinen Entente abgeschlossen werden und die österreichische Unabhängigkeit garantieren sollen. England hat nur darauf bestanden, daß der Grundsatz der Unterstützung, der in diesem Pakt zum Ausdruck kommen soll, sich nur auf Österreich, nicht aber auf andere Paktteilnehmer erstrecken soll. In der Frage des Ostpaktes haben die Teilnehmer der Konferenz in Stresa keine gegenseitigen Verpflichtungen übernommen. Auf der Konferenz wurde die moralische Unterstützung des Grundsatzes der zweiseitigen Abkommen im Rahmen und auf der Basis der Völkerbundsatzung ausgesprochen.“

BUCHBESPRECHUNGEN

Die Nordmark-Bücherei

Ein erfreulicher Wesenszug unserer Zeit ist die Besinnung auf die Kräfte der Landschaft. Sie sind es, die den in Heimat und Volkstum verwurzelten Menschen formen. Mehr als für den Menschen schlechthin gilt diese Tatsache für den Heimatdichter, der den Eigenarten seiner Landschaft nachgeht und sie immer wieder als Anregungen zu neuem Schaffen in der Sprache des Volkes empfängt. Es ist das Verdienst der Nordmark-Bücherei, eine Auslese niederdeutschen Schrifttums herausgegeben zu haben, die einen Überblick über das dichterische Schaffen der Westen gibt. In zwei Reihen — einer literarischen und einer volkskundlichen — sprechen alle Schriftsteller zu uns, deren Namen in Niederdeutschland einen guten Klang haben, und wir wollen hoffen, daß in den geplanten Neuerscheinungen auch unsere pommerischen Heimatdichter zu Wort kommen. Von den bisher erschienenen Bänden seien genannt: Gorch Fock, Hermann Claudius, Berend de Vries, August Hinrichs, Friedrich Griese u. a.

Die von dem Herausgeber, Dr. Bruno Peyn, getroffene sorgfältige Auswahl sowie der billige Preis der Auslesebände (geb. Geschenkausgabe —,80 RM, Schulausgabe geb. —,40 RM) sichern diesen hoffentlich die Verbreitung, die ihnen im Interesse des niederdeutschen Schrifttums zukommt.

Die große Kraft

Es ist das Verdienst Th. W. Elberzhagens, in diesem an Hand von historischen Quellen entstandenen Roman die deutsche Reformation als das geschildert zu haben, was sie in Wirklichkeit war: Eine Volksbewegung von ungeheurer Stärke. Im Mittelpunkt des Werkes, das den Leser von der ersten bis zur letzten Zeile in seinen Bann zieht, steht nicht Luther, sondern sein aufopfernder Freund Philipp Melanchthon, der mit unmenshlicher Kraft das große Werk vollenden hilft. — Ein Buch, das erhebt und den aufrechten Protestanten mehr bewegt als der Kirchenstreit dieser Tage. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.)

Westermanns Taschenatlas

Das Wertvolle an dem neuen Atlas ist, daß er neben den geographischen Karten ein vollständiges Orts- und Namenregister, historische Daten, Flaggentafeln, Statistiken und noch viele andere nützliche Angaben enthält. Ein praktisches, handliches und geschmackvolles Nachschlagewerk. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig; Preis in Kunstleder 2,85 RM.)

Der erste Deutsche

Hjalmar Rußleb schrieb mehr als diesen Roman Hermann des Cheruskers: Er schuf ein Werk, das wie kein

anderes die Welt Germaniens vor uns erstehen läßt. Im Mittelpunkt der Handlung steht die Gestalt Armins, der als erster wider den Stammeshäupter zu Felde zieht und zum Kampf gegen die römische Knechtschaft aufruft. Zwischen den Fronten zweier Welten, der römischen und der germanischen, wächst langsam und unauffällig die deutsche Einigung, die uns durch die dichterische Schöpfung Rußlebs zum Erlebnis wird. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig, Preis in Leinen 5,50 RM.)

Zwischen Hell und Dunkel

Wie die Farben seiner Meisterwerke mit ihrer eigenartigen Verteilung von Licht und Schatten, von Hell und Dunkel, so zieht das Leben des großen Rembrandt an uns vorüber, das Valerian Cornius mit dichterischer Kraft und feinführender Sprache nachgestaltet hat. (Verlag Max Möhring, Leipzig; Preis in Leinen 4,80 RM.) Es ist die Tragik eines genialen Künstlers, dem die Welt zu eng war, der er sich nicht beugen wollte und dem die Malerei Ausdruck seines innersten Erlebens war. Rembrandt malte nicht für den Geschmack der reichen Niederländer, deren profanhafter Materialismus ihm widerstrebte. Er wurde reich, als man in ihm den „Kommanden“ vermutete — und arm, als sein ausgereifter Genius über den Zeiten stand und für die Ewigkeit schuf.

Die Lektüre des Rembrandt-Romans wird wertvoll ergänzt durch das Bändchen Rembrandt-Meisterbildnisse. (Verlag der Eisernen Hammer.) Die lebensvolle Entstehungsgeschichte der Rembrandtschen Meisterbildnisse läßt immer wieder den Wunsch nach einer Betrachtung dieser Werke aufkommen, die in dem kleinen Bändchen gut zusammengestellt und technisch einwandfrei reproduziert wurden. Es macht die Lektüre des Rembrandt-Romans doppelt wertvoll.

Grummet

Einer unserer besten niederdeutschen Erzähler, Conrad Beste, schildert uns in diesem Werk, durch das der würzig-herbe Geruch der Spätsommerernte weht, das Schicksal zweier Menschen, die sich über die Hindernisse einfältigen Standesdünkels und engstirnigen Spießbürgerturns kämpfend den Weg zu einem innerlich freien Leben bahnen. „Grummet“ ist ein Gleichnis der Erneuerung! (Verlag Otto Meißner, Hamburg; Preis in Leinen 4,— RM.)

Der Pfingstbesuch der Bark Confidentia

Der ostfriesische Dichter Berend de Vries erzählt uns einundzwanzig See- und Strandgeschichten, deren kraftvolle Sprache so recht zu den Abenteuer der Seeleute, Soldaten und Meuterer paßt. Ein Zusammenklang von

LANDSCHAFTLICHE BANK FÜR POMMERN

(Central-Landschafts-Bank)



STETTIN

Paradeplatz Nr. 40

Fernsprech-Sammel-Nr 25421

Postscheck-Konto Stettin 1436

Körperschaft öffentlichen Rechts
Amtliche Hinterlegungsstelle für Mündelgelder

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte

Führung von Banksparkonten

Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschluß der Mieter



Helft mit!

Spargelder sind es, die der deutschen Wirtschaft voran helfen und vielen Tausenden neue Verdienstmöglichkeiten schaffen. Aus sich selbst wird Deutschland wieder groß werden, wenn jeder, auch Du, dazu beiträgt. Sparen ist nationale und soziale Pflicht!

Darum

spare auch Du bei der

Städtischen Sparkasse zu Stettin

Magazinstraße 1

und ihren Nebenstellen:

- I. Moltkestraße 12,
- II. Am Volkwerk 12/14,
- III. Falkenwalder Straße 189,
- IV. Gießereistraße 23a,
- V. Hohenzollernstraße 9,
- VI. Kreckower Straße 69,
- VII. Pölitzer Straße 58,
Schlachthof, Am Dünzig 18

wetterfesten Gestalten und harten Schicksalen zu Wasser und zu Lande. Eine herrliche Geschichtenammlung, in der auch echter, herber Humor zu seinem Recht kommt! (Verlag Otto Meißner, Hamburg; Preis in Leinen geb. 4,— RM.) el.

Das Leben im Tode

Nicht mit Unrecht heißt es in der Einführung zu diesem Kriegsbuch von Hans Ruhn, daß es eine Art „geistige Bilanz des Weltkrieges“ darstellt. Nicht die Schilderungen der kriegerischen Begebenheiten, sondern die mitreißende Gestaltung des inneren Erlebens des Mannes im vordersten Graben sind das Kernstück dieses wahrhaft deutschen Buches, das stärkste Beachtung verdient. (Verlag Gotthard Peschko, Darmstadt; Preis 2,85 RM, in Ganzleinen 4,— RM.) tr.

Mümmelmann

Immer wieder greift man zu den meisterhaften und berühmten Tiernovellen von Hermann Löns, die über jede Kritik erhaben sind. Anlässlich des 20. Todestages des Dichters hat der Verlag Sponholz (Hannover) die besten Tiergeschichten zusammengestellt und mit 154 Kupfertiefdruckbildern zu einem geschmackvollen Werk ausgestattet, das ohne Zweifel zu den besten der gesamten Tierliteratur zu rechnen ist. Ein Volksbuch im besten Sinne, dessen niedriger Preis (4,80 RM in Ganzleinen) die Anschaffung weitesten Kreisen ermöglicht. tr.

Deutschland — Scholle und Schicksal

Lieder, Balladen, Zeitgedichte von Franz Lüdtke. Verlag: Julius Beltz, Langensalza. Preis: geb. 0,90 RM.

Jeder Ostmärker sollte diesen Band warmerziger und tiefempfundener Gedichte lesen, den der alte Vorkämpfer des deutschen Ostens, Franz Lüdtke, uns geschenkt hat. Hier ist Schicksal und Leben unserer Grenzlande Wort geworden — hier sprechen im Rhythmus wirklichkeitsnaher und deshalb so starker Lieder Menschen und Landschaft der Grenzmark zu uns — hier wird uns bewußt, was Liebe zur Heimat und ihr inniges Verstehen an köstlichen Werten in sich birgt. Deutsche Jugend, greif' zu diesen Gedichten, die voller Begeisterung und voller Kampf, aber auch von lyrischer Zartheit sind. tr.

„Sich selbst rationalisieren.“ Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlicher und beruflicher Erfolge. Von Dr. G. Großmann. Verlag für Wirtschaft und Verkehr, Stuttgart-O. 11. Auflage.

Wie organisiere ich meine Tagesarbeit, wie zwingen mich, mir Ziele zu setzen und sie zu erreichen, wie stelle ich mein Leben und meine Arbeit für die nächsten Jahre und für immer unter das Gesetz der Leistung, wie arbeite ich nach einem Lebensplan. — Wie hole ich aus mir heraus, was herauszuholen ist — und verliere dabei doch nicht die Freude am Leben, werde kein Sklave der Arbeit —, sondern lebe dieses Leben planmäßig und freudig und kraftvoll. —

Wem diese Fragen etwas bedeuten, wer das ernste Leben heiter zu nehmen gewillt ist, wer es eines Mannes würdig genießen will:

Hier zeigt ein Meister der Arbeitstechnik und des Lebensgenusses vielen — aber bei weitem nicht allen — einen Weg, vielleicht den Weg, den die Großen unter uns gegangen sind. Hier ist eine der seltenen Schulen der Lebensweisheit, die aus wohlorbereiteter Arbeit ihre Kräfte schöpft, hier ist ein Handbuch für die Anwendung des Leistungsprinzips im praktischen Leben.

„Sich selbst rationalisieren“ heißt, gelernt haben, so ziel-sicher sein Leben aufzubauen und vorwärts zu treiben, daß man es ganz auszuschöpfen vermag. Und das hat Großmann in seinem Buche, das nichts mit amerikanischer Erfolgshäscherei zu tun hat, gezeigt und in seinem Leben vorgelebt.

Deswegen ist dieses Buch wertvoll: Es gibt die Praxis der Leistungssteigerung, nicht ihre Theorie. ro.

RÄTSEL

Silbenrätsel

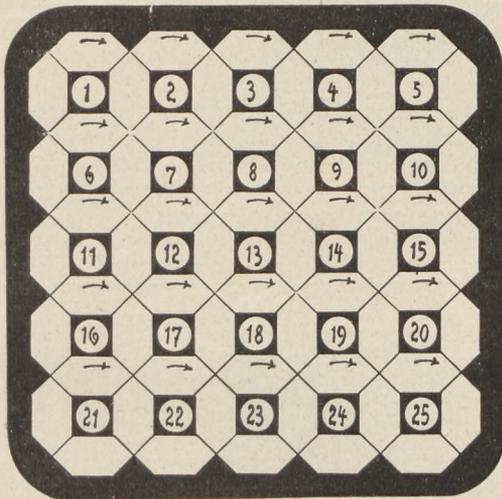
Aus den Selben: ard — bel — bel — bi — di — dom — du — dy — e — e — eh — ei — erd — i — ma — ma — mil — mit — moll — na — na — nacht — ne — nor — nor — nuß — pa — ra — rau — re — sa — jä — se — se — so — tan — u — wa — wiß sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, eine Verhaltensmaßregel ergeben (ch = ein Buchstabe):

1. Die Heilige Schrift, 2. Schauspiel von Sudermann, 3. Fluß in Hinterindien, 4. Schlachtort (1741), 5. männlicher Vorname, 6. Teufel, 7. Stadt in Ostbrandenburg, 8. Südfrucht, 9. Oper von Bellini, 10. Insel in der Ostsee, 11. Schicksalsgöttin, 12. Sprengstoff, 13. Hiebwaaffe, 14. mittelamerikanischer Staat, 15. Stadt in Thüringen, 16. männlicher Vorname.

Wabenrätsel

Die zu suchenden Wörter beginnen beim Pfeil und laufen im Sinne des Uhrzeigers rings um das Nummernfeld:

1. Stadt in Norwegen, 2. Nagetier, 3. Bündnis, 4. Zahl, 5. deutscher Strom, 6. Klebemittel, 7. Baum, 8. Heiliges



Gefäß, 9. türkischer Titel, 10. Stadt in Holland, 11. asiatisches Tafelland, 12. Gewässer, 13. Gesamtheit, 14. Berg bei Innsbruck, 15. Kriegsgott, 16. Fluß in Italien, 17. Wildschwein, 18. Brotform, 19. Mädchenname, 20. Tierprodukt (Mehrzahl), 21. Fluß in Rußland, 22. Geflügel, 23. römische Kalendertage, 24. Mißgunst, 25. deutscher Fluß.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Speisegewürz, 3. Rauchabzug, 5. Gestalt aus „Peer Gynt“, 7. Bürgschaft, 9. Gemeinschaft, 11. Satzungsbegriff, 13. alkohol. Getränk, 15. Mädchenname, 16. Schlußwort, 17. Bergweide, 18. Titel, 20. weibl. Haustier, 22. Amtsgebäude, 25. Brennstoff, 26. Offizier, 27. Hausvorbau.

Senkrecht: 1. Flachland, 2. Gebietsteil, 3. Ufertraße, 4. Zeitabschnitt, 6. Zugvogel, 7. Augenglas, 8. Rachegöttin, 10. nord. Todesgöttin, 11. Wappenvogel, 12. Geschehen, 14. Mädchenname, 17. Sammelbuch, 19. Name mehrerer kleiner Flüsse, 21. Spielkarte, 23. einfältiger Mensch, 24. englisches Bier.

Besuchskarten-Rätsel

Ad. Spork

Stettin

Was ist der Herr?

Auflösung der Rätsel aus dem April-Heft:

Lösung von „Frage und Antwort“

Diktator, Augustus, Munition, Palmarum, Fulton, Portugal, Franklin, Landwirt, Anstrich, Grimbart = Dampfzug.

Lösung von „Fehlende Mitte“

Heringsdorf.

Lösung des Kettenrätsels

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17
REGELSERBEUTEILEN
18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30
DEICHELANDENA

Lösung des Umwandlungsrätsels

1. Sachs, 2. Ring, 3. Weser, 4. Rork, 5. Lungen, 6. Ei, 7. neu.

Verlagsort: Stettin - Schriftleitung: Breite Straße Nr. 51, III, Eingang Jakobikirchplatz - Fernruf 28295/97 - Hauptschriftleiter und verantwortlich für Kulturelles und Unterhaltung: Odo Ritter, Stettin; Stellvertreter und verantwortlich für Wirtschaft und Politik: Walter Treichel, Stettin; verantwortlich für den Anzeigenteil: Hauptwerbeleiter Wilhelm Rode, Stettin; für den Inhalt der Anzeigen verantwortlich: Harry Darmer - Sprechstunden: Täglich, außer Sonnabend, von 11-12 Uhr - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen - Rücksendung nur gegen Rückporto. DA. IV. Vj 7 500. Druck F. Hessenland G. m. b. H., Stettin - Z. Zt. ist Anzeigenpreisliste Nr 5 gültig.

Zeit ist Gegenwart,

die Gegenwart des Einzelnen. Wie sie genutzt wird, ist bestimmend für unser Dasein. Kauft die Zeit aus! Das haben schon die Alten gesagt. Uns bleibt es überlassen, die Mahnung zu beherzigen oder in den Wind zu schlagen.

Neuzeitliches Gasgerät hilft Zeit einfangen!

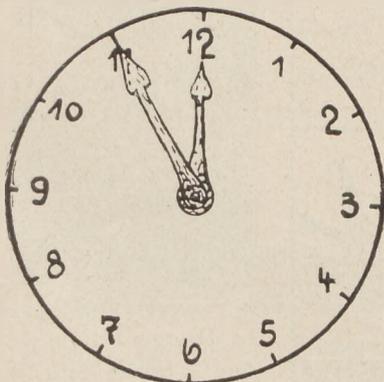
Es verkürzt die Arbeitszeit im Haushalt und Beruf, es schafft erleichterte Arbeitsbedingungen, es bedarf keiner Vorbereitungen für seine Benutzung. Gasgerät ist immer, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, dienstbereit, es ist solide, raumschmückend und preiswert, es enttäuscht nicht.

Gas-Tischherd nur RM 0,50; Gasherd nur RM 2,73; Gasheizquelle nur RM 2,15; Gasbadeofen nur RM 3,67; Gasheizofen nur RM 0,93; Gas-Waschmaschine nur RM 1,09 je Monat.

Schon nach 36 Monatsraten sind die Gegenstände Ihr Eigentum. Voranschläge ohne Verbindlichkeit für Sie kostenlos.

Gasgemeinschaft Städtische Werke A.-G.

Stettin, Kleine Domstraße 20, Tel. 319 09; Jasenitzer Straße 3, Tel. 207 97; Altdamm, Gollnower Straße 195, Tel. Altdamm 657; Finkenwalde, Adolf-Hitler-Straße 80, Tel. Altdamm 270; Greifenhagen, Fischerstraße 33, Tel. Greifenhagen 416; Stolzenhagen, Hermann-Göring-Straße 44, Tel. Stolzenhagen 43.



Wohin im Sommer 1935?



Blick auf den Rosengarten mit Kurhaus

OSTSEEBAD KOLBERG

heilt durch See und
Sonne, Sole u. Moor!

130 km gute Autostraße
von Stettin! Sonntagsrück-
fahrkarten von überall!

Größte Zahl der Sonnen-
stunden in Norddeutschd. 1
20 Solquellen (2,3-5,1%)
Vorzügl. eingerichtete Kur-
anstalten, Hotels, Pension.,
Wohnungen u. Zimmer in
jeder Preislage, für jeden
Geschmack!

Ruhe und Erholung, aber
auch Musik, Theater, Sport!
Ausführliche Werbeschrift
durch die Kurverwaltung!



LEBA (Ostseebad)

Schönstes Naturbad d. Ostsee-
küste. Nur von Wald, Waffer
u. großen Wanderdünen um-
geben. Nach meteorologischer
Feststellung hat Leba fast keine
Gewitter. Dadurch im Sommer
fehr wenig Regen und viel
Sonnenschein. Kurtaxe Gr. IV
u. Preise niedrig. Profp. durch
Badeverwaltung. Segelflughf.

HEIDEBRINK

OSTSEEBAD AUF WOLLIN

zwischen Camminer Badden und Ostsee, geschützt durch
hohe Dünen und herrliche Nadelwälder. Segeln, Rudern,
Angeln, Tennis, Dampferausflüge. Baden am Strand frei.

Auskunft durch: **Badeverwaltung Heidebrink**

Besuchen Sie

das schöne Ostseebad

Swinemünde!

Wald - Dievenow



das stille, roman-
tische Ostseebad,
ist das Ziel meiner
Badereise.

Prospekte und Aus-
kunft durch die Bade-
verwaltung.



Demmin

an Peene, Trebel u. Tollense

1236 - 1936

Wassersport, Wald, Reitsport
Die alte pomm. Ulanenstadt

Bäderanzeigen im „Bollwerk“

sind erfolgreich und billig!

Sommerfrische Tempelburg

die alte Ordensstadt am
großen Dratzigsee

Ausgangspunkt für Wande-
rungen in die ostpommersche
Seenplatte. Wassersport,
Angelsport, ausgedehnte An-
lagen. Gesunder und billiger
Aufenthalt

Prospekte von sämtlichen deutschen Bädern

erhalten Sie durch „Das Bollwerk“ Abt. Reisedienst,
Stettin, Breite Straße 51



Besucht das schöne Neustettin

den Erholungsort im
ostpommerschen
Seengebiet. Herrlich
am Streitzigsee gelegen.
Ausgedehnte Parkanlagen
und Wälder, Wassersport
aller Art, Familienbade-
anstalten, med. Warmbad.
Werbeschriften durch den
Neustettiner
Verkehrsverein e. V.

Besuchen Sie die bekannte
Hotel-Pension

„Wieseneck“

mit Klosterkaffee

Inh. Lina Hirsekorn

Die Gaststätte der guten Küche!

Ostseebad Kloster

a. Insel Hiddensee - Tel. Vite 55

Lubmin

an der Ostsee



erwartet Sie
in diesem Sommer!
See - Sonne - Sand
Kiefernhochwald



Wintersportort seit 1854

Werbeschriften durch die
Kurverwaltung

Görlitz

in Ostpreußen - Dinslaken 600-936 m
Große
Sprungschanze 60 m
Wintersportplatz

STETTIN



Flachsumschlag
im
Stettiner Freihafen

DER SEEHAFEN DES OSTRRAUMES

Soeben erschien:

Walter Treichel: **Ostland Pommern**

Streiflichter aus Wirtschaft, Kultur und Politik

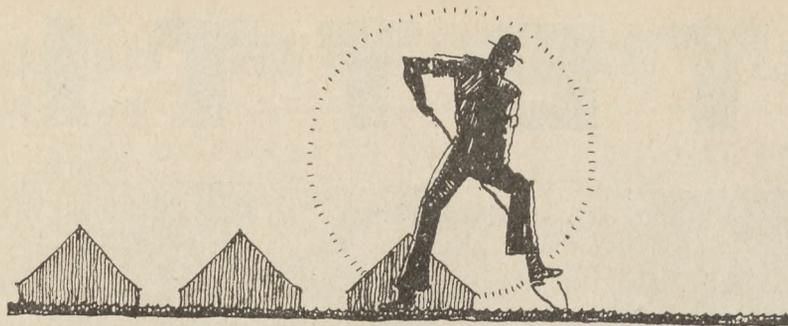
Herausgegeben vom Bund Deutscher Osten,
Landesgruppe Pommern, und
dem Grenzlandamt der Provinzialverwaltung

Die vorliegende Schrift vermeidet langatmige theoretische oder historische Erörterungen. Sie bringt Tatsachen und gibt einen Einblick in die Not des pommerschen Grenzlandes, die eine Folgeerscheinung der Grenzziehung ist. Für Schulungszwecke ist die reich illustrierte, 60 Seiten starke und in handlichem Format erschienene Broschüre „Ostland Pommern“ unentbehrlich.

Zu beziehen zum Preise von RM 0,60 vom

VERLAG: DER NAHE OSTEN

BERLIN W 35, LÜTZOWUFER 18; GESCHÄFTSSTELLE STETTIN, LANDESHAUS



POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN STETTIN STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Organe der staatlichen Wohnungspolitik. Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommersche Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, den deutschen Volksgenossen wieder mit der Scholle zu verbinden durch Schaffung von Eigenheimen, Nebenberufssiedlungen und Wirtschaftsheimstätten. Sie stellt ihm hierfür ihre über ein Jahrzehnt reichende Erfahrung und finanzielle Hilfe zur Verfügung.

Der einzelne Siedlungswillige ebenso wie die Gemeinden und die Gemeindeverbände wenden sich daher mit ihren Bauabsichten und Siedlungsplänen an die

POMMERSCHE HEIMSTÄTTE G. M. B. H.
 PROVINZIELLE WOHNUNGS- UND KLEINSIEDLUNGSTREUHANDSTELLE

in Stettin in Köslin in Stralsund
 Händelstraße 17 Danziger Straße 55 Badenstraße 8

Klage nie über Mißgeschick
 ein Los von Geist bringt oft das Glück

Geist

Stettin, Grüne Schanze 14
 Durchgehend bis 7 Uhr geöffnet

ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

Dienerchauffeure u. Diener

mit guter Fachausbildung
 sind **gesucht**.
 Besucht die **Dienerfach-
 schule Bad Godesberg**
 (22). — Prospekt frei.
 Mäßige Preise.

Staatlich anerk. **Massageschule**
 Dr. med. **Rohrbach**
Kassel - Wilhelmshöhe
 Prospekt — Rückporto

Pädagogium Dr. Reusse, Köslin

Moderne Gebäude in herrlicher Waldlage, dicht am
 Gollenberg, Nähe Ostsee. Innerhalb ca. 2 Jahren
 bestanden über 40 Schüler staatliche Prüfungen.

Schulgeld 20,—, Pension 60,— RM.
 Alles Nähere im schön bebilderten Prospekt.

F. HESSENLAND

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

STETTIN

GROSSE DOMSTR. 6-9
 TEL. 30340 UND 36620

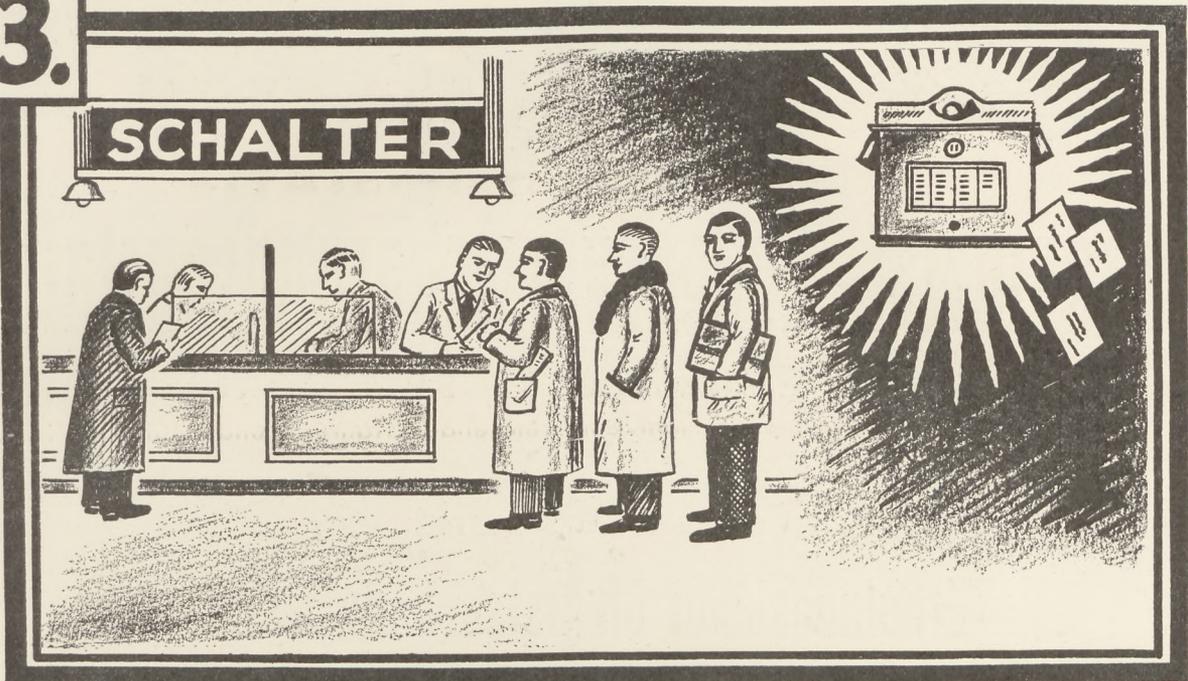
BUCHDRUCKEREI
 ROTATIONSDRUCK
 STEIN- U. OFFSETDRUCK
 GROSSBUCHBINDEREI
 LINIIERANSTALT



**HESSENLANDDRUCKE
 SIND BESTE QUALITÄTSARBEITEN**

Warum Spargiroverkehr?

3.



**Kein Anstehen an Kassenschaltern,
keine lästigen Wege dorthin**

Auskunft erteilen bereitwilligst
alle öffentlichen Sparkassen,
Girozentralen, Landesbanken.



Provinzialbank Pommern

Girozentrale

Hauptanstalt:

Stettin

Luisenstr. 13

*

Landesbank

Zweiganstalten:

Stralsund, Alter Markt 4

Stolp i. P., Kaufmannswall 6



Die Pommersche



Provinzial-Lebensversicherungsanstalt

Stettin, Pölitzer Str. 1 • Ruf: 25441

hat für ihre Versicherten ein

Erholungsheim im Ostseebad Bansin
geschaffen. Sie ladet ihre erholungs-
bedürftigen Versicherten ein, ihren Ur-
laub in dem heilkräftigen Ostseeklima
in ihrem neuzeitlich eingerichteten Heim
zu verbringen.

Prospekte und Auskünfte jederzeit kostenlos und unverbindlich.

Wer sich noch nicht die vielseitigen Vorzüge der
Anstalt zunutze gemacht hat, der zögere nicht, in die
Versichertengemeinschaft der Anstalt einzutreten.
Sie bietet den Versicherungsschutz

zu Mindestbeiträgen
zu anerkannt günstigen Bedingungen
bei restloser Verteilung aller Überschüsse
bei unübertroffener Sicherheit.

Auskünfte erteilen auch die Kreisversicherungskommissare in den Kreisstädten